

23.07.90

P4
page 182

Kolonisation, Plantagenwirtschaft und bürgerliche Gesellschaft in der Elfenbeinküste

Jean-Pierre Chauveau und Jean-Pierre Dozon

*Macht und Tradition in Westafrika
E. CONTE ed., Campus - Ed. des
Sciences de l'Homme, 1988.*

Die Elfenbeinküste:

Spiel mit Bildern und die Frage nach der Identität

Aus der Fülle von Literatur, die der Elfenbeinküste gewidmet ist, erstehen so viele sich überlagernde Bilder und Vorstellungen, daß es schwer zu sagen ist, ob sich darin eine äußerst doppeldeutige und widersprüchliche Realität oder viele, schwer zu vereinbarende Ansichten ausdrücken. Selbst wenn man die Veröffentlichungen in ihrer Gesamtheit betrachtet, ist es nicht möglich, die Elfenbeinküste als besondere Gesellschaftsformation zu erfassen.

Es gibt zahlreiche Monographien, die uns ein vollständiges Bild von der Elfenbeinküste der "sechzig Ethnien" liefern. Das Land wird unter dem Aspekt der Ethie als dem wesentlichen Bezugspunkt dargestellt, wo das individuelle und kollektive Schicksal noch weitgehend von der 'Tradition' bestimmt wird. Nur vereinzelte exemplarische Untersuchungen stellen diese Gesellschaften in den weltwirtschaftlichen Zusammenhang (1).

Im Gegensatz dazu zeigt sich die Elfenbeinküste der Ökonomen, Soziologen, Politologen, Journalisten oder sonstiger Experten, die sich vor allem auf Erhebungen (surveys) stützen, in einem ganz anderen Licht. Das Land wird als Nation oder zumindest als staatliches Gebilde vorausgesetzt. Dennoch veranlaßt das zu verschiedenen, ja divergierenden Interpretationen und Einschätzungen (2). Die Elfenbeinküste - spricht man nun vom "Elfenbeinküsten-Wunder" oder vom "Schaufenster des Westens" einschließlich des Werturteils, das im auf die Spitze getriebenen "Verwestlichungsprozeß" enthalten ist - bildet stets eine Ausnahme, wenigstens aber

B 30368 Ex 1

einen Sonderfall im Rahmen Westafrikas oder der Dritten Welt überhaupt.

Sicher, diese Besonderheit gründet in der Entwicklung (oder der 'Fehl-Entwicklung') einiger Ausfuhrbereiche, die seit dem Beginn der Kolonialepoche einen starken Spezialisierungsprozeß durchgemacht haben und extrem abhängig vom Weltmarkt sind. Um eine klassische Formel aufzugreifen: Es handelt sich hier um eine typisch 'extravertierte' Wirtschaft; hinzu kommt ein neokoloniales System, von dem ausländische, vor allem französische Unternehmen und ein begrenzter Kreis von Einheimischen, die aus dem Staatsapparat hervorgegangen sind, profitieren. Eine solch allgemeine Charakterisierung ist durchaus prekär, und die damit einhergehende soziale Konstellation sowie die nationale Existenz erscheinen als problematisch und beliebig. Was Amin schreibt, dessen Untersuchungen die Debatte über die Elfenbeinküste entscheidend beeinflussen haben, ist symptomatisch: "Die Elfenbeinküste ist nicht wirklich autonom; sie kann nicht unabhängig von der europäischen Gesellschaft, die sie beherrscht, verstanden werden. Obgleich das Proletariat afrikanisch ist, sind die, die tatsächlich die Bourgeoisie bilden, abwesend und in Europa ansässig, das dem Land das Kapital und die höheren Angestellten liefert." Diese extreme Formulierung bescheinigt der Elfenbeinküste Bedeutungslosigkeit und Mangel an Eigensubstanz (3).

Wir sind nun der Auffassung, daß der denunziatorische Diskurs über die positiven oder schädlichen Auswirkungen des Imperialismus ungeachtet seiner Richtigkeit gerade dadurch, daß er die Abhängigkeitsmechanismen erklären möchte und nach einer Unterbrechung dieses Prozesses und nach einer Lösung zugunsten einer wirklichen Unabhängigkeit sucht, auf der geistigen oder theoretischen Ebene jene Mechanismen, die er anzuprangern glaubt, bloß wiederholt hat. In erster Linie reproduziert dieser Diskurs die der ökonomistischen Verfahrensweise inhärenten Mechanismen, insofern jene nichts berücksichtigt, was den Regeln einer authentischen Entwicklung der Elfenbeinküste entsprechen könnte.

Zudem verdoppelt dieser Diskurs das imperialistische Gehabe, das er gerade zu denunzieren vorgibt, wenn er die grundlegende Heteronomie der Gesellschaftsformation Elfenbeinküste betont und im 'Anderen' nur ein Zerrbild seiner selbst sieht.

Wir meinen, daß mit jener 'marxistischen' Sicht gebrochen werden muß, die durch ihren übertriebenen Ökonomismus sich jede Möglichkeit verbaut, das Grundmuster dieser Gesellschaft zu verstehen. Die Beherrschung und die Abhängigkeitsverhältnisse, die

'europäische Gesellschaft', sind da unbestreitbar präsent, und zwar seit den Anfängen der französischen Kolonisation (bei einigen Aspekten auch schon länger). Dabei handelt es sich aber um Tatsachen, die nicht erst der Erklärung bedürfen, um als solche zu existieren. Eine vergleichende Untersuchung der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegungen würde beispielsweise deutlich machen, daß die von Houphouët-Boigny und seiner Umgebung vertretene Bündnispolitik mit Frankreich weniger Ausdruck einer erzwungenen und unausweichlichen Unterwerfung war, als vielmehr eine bewußte Entscheidung, die von Gruppen mit tief verwurzelten und spezifischen lokalen Interessen ausging, die sich ihrerseits lange vor der ziemlich unpassenderweise so genannten 'gegönnten Unabhängigkeit' organisiert hatten. Eine solche Entscheidung ist durchaus kritikwürdig, und seit 1960 haben sich auch zahlreiche Ivorer in diesem Sinne geäußert. Was uns aber ganz und gar unzulässig scheint, ist, ihr die Eigenschaft 'ivorisch' zu sein abzusprechen und sie als bloße List oder Strategie des Imperialismus zu bezeichnen, ohne sich auch nur im Entferntesten die Frage zu stellen, welche Beziehung diese Entscheidung zum Wesen der Elfenbeinküsten-Gesellschaft unterhalten könnte.

Indem wir die Elfenbeinküste als eine Gesamtgesellschaft betrachten, wählen wir einen anthropologischen Forschungsweg, der sich von dem üblichen ethnologischen unterscheidet. Dieser geht von einem 'Mikro-Gegenstand' aus - der ethnischen Gruppe oder irgendeiner begrenzten Gesellschaft -, ohne sich besonders um dessen räumlich-zeitlichen Konstitutionsprozeß zu kümmern. Wir setzen uns auch von einem ökonomistischen Verfahren ab, das die Erforschung der ivoirischen Wirklichkeit zugunsten eines 'Makro-Gegenstandes', d.h. des Imperialismus, verlagert. Wir werden hingegen von einigen äußerst evidenten Fakten und Prozessen ausgehen, die die Frage nach dem Gegenstand der Forschung offen zu halten erlauben: d.h. die nach der Gesellschaftsformation Elfenbeinküste in Hinblick auf ihre Kohärenz (die nicht mit Harmonie zu verwechseln ist) und ihre Autonomie (was nicht unbedingt Unabhängigkeit bedeutet). Kurz, wir möchten einige Fäden knüpfen, um das Universum Elfenbeinküste unter Umständen als kohärent und konsistent begreifen zu können.

Unser Vorhaben hat notwendigerweise auch einen historischen Aspekt, denn die Frage nach der Identität kann nur beantwortet werden, wenn wir berücksichtigen, wie sich die Kolonie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts - und in gewisser Hinsicht auch schon früher - strukturiert hat, und dies sowohl unter dem Einfluß der

französischen Verwaltung als auch unter der Voraussetzung der spezifischen Funktionsweise und Fähigkeit der lokalen Gesellschaften, unter kolonialen Bedingungen originelle sozioökonomische Formen zu schaffen.

Obgleich unser Ansatz global sein möchte, beanspruchen wir nicht, der Elfenbeinküste in ihrer Gesamtheit Rechnung zu tragen und den 'Gegenstand' gleichsam erschöpfend darzustellen. Es geht darum, ausgehend von einem privilegierten Bereich, der Plantagenwirtschaft, dazu einen Beitrag zu liefern, zumal dieser Gegenstand den Vorzug hat, auf verschiedenen Ebenen der gesellschaftlichen Realität gegenwärtig zu sein, eine historische Dimension eröffnet und zudem erlaubt, die widersprüchlichen Vorstellungen und Bilder der Elfenbeinküste, die wir oben erwähnt haben, einzuschätzen.

Warum kann vorzugsweise die Plantagenwirtschaft dazu dienen, Grundmuster und Geschichte der Gesellschaft der Elfenbeinküste einsichtig zu machen?

In den verschiedenen Kommentaren zur Elfenbeinküste stellt das Kaffee- und Kakaopflanzenwesen - bestehend aus einigen sogenannten industriellen Plantagen, vor allem aber aus einer Vielzahl von sog. Dorfpflanzungen (plantations dites villageoises) - sowohl ein Musterbeispiel dar für die nach außen gerichtete Ökonomie unterentwickelter Länder, als auch ein zentrales Moment der ivoirischen Gesellschaft (4).

Musterbeispiel der Extrovertiertheit, insofern sie als die notwendige Folge der vom Kolonialsystem autoritär eingeführten Exportkulturen, die dann von ergänzenden Maßnahmen zur Integration in den Weltmarkt umgeben wurde, beschrieben ist; aber auch zentrales Moment der Gesellschaft selbst, war entsprechend den oben erwähnten divergierenden Thesen erlaubt, mal von der ethnischen Vielfalt, mal vom ökonomischen Wachstum (Elfenbeinküsten-Wunder) oder umgekehrt von der fehlenden Autonomie oder Kohärenz der ivoirischen Gesellschaft zu sprechen.

Wir möchten uns gerade aus dem Dilemma lösen, daß die Plantagenwirtschaft bald für das größtmögliche Wachstum, bald für die schlechteste Entwicklung herhalten muß und zeigen, daß sie das Mittel darstellt, die Elfenbeinküste kennenzulernen, das heißt, daß sie der Forschung erlaubt, Grundmuster und Geschichte - und bis zu einem gewissen Grad auch die Identität - der Elfenbeinküste zu entdecken und zu interpretieren.

Es gilt also zu demonstrieren, warum die Plantagenökonomie ein guter Analysator der Elfenbeinküste ist, d.h. ein mehrdimensionaler Gegenstand, der sich verschiedenen Zugangsarten darbietet, so daß wir von der lokalen und globalen, von der ökonomischen zur politischen Ebene, von den ethnischen Gruppen zum Staat übergehen können, ohne dabei den Rahmen eines historischen Berichts zu verlassen.

1. Zunächst einmal erweist sich die Plantagenökonomie als eminent lokal. Da die sozioökonomischen Aktivitäten, die an die Produktion der Strauch- und Baumkulturen gebunden sind, unmittelbar die Waldzonen der Elfenbeinküste betreffen, stellen sie seit dem Beginn des Jahrhunderts eine treibende Kraft im Umwandlungsprozeß der Gesellschaften oder der ethnischen Gruppen dar, die dieses Gebiet besiedeln, mal unter allgemeinen, mal unter Bedingungen, die diesen Formationen eigen sind.

In diesem Zusammenhang betonen die Monographien ganz besonders den privaten Aneignungsprozeß des Bodens, während das 'traditionelle' Bodenrecht eher auf kollektive Aneignungsformen und ein einfaches individuelles Nutzungsrecht verweist; ferner unterstreichen sie die Art und Weise, wie diese Wirtschaftsformen in das Räderwerk der wesentlich auf Lineagen basierenden Sozialstrukturen eindringt. Weiterhin verweisen sie auf die sozialen Wandlungsprozesse im Verhältnis zwischen Älteren und Jüngeren, zwischen Freien und Gefangenen, Männern und Frauen und zwischen den an den Allianzverhältnissen beteiligten Partnern. Die soziale Gliederung und die statusmäßigen Unterschiede, die dem Lineagewesen und dem vorkolonialen politischen System eigen sind, verlieren mehr oder weniger ihren Wert, vor allem aber die Kraft, das materielle Leben in Hinblick auf eine um kleine Familienverbände entstehende Produktionsweise zu organisieren, auf deren Basis neue soziale Differenzierungen entstehen. Indessen analysieren diese Monographien auch die verschiedenen gesellschaftlichen Reproduktionsformen und zeigen, daß die Plantagenwirtschaft die lokalen Gesellschaften nur in dem Maße beeinflußt und verändert, wie diese als soziokulturelle Ordnungen und als Ethnien die Kontrolle über ihre eigene Entwicklung behalten. So verbindet sich die Plantagenwirtschaft problemlos mit irgendeiner gegebenen politischen Hierarchie, mit einem patrilinearen System oder einer matrilinearen Organisation. Sicher veranlaßt sie zu Kompromissen, beispielsweise die Vererbung der Pflanzungen in vertikaler Linie (vom Vater auf den Sohn) zu

erlauben. Jedoch wird diese Praxis nur geübt, wenn sie dem 'traditionellen' Erbsystem nicht grundlegend widerspricht (5).

Kurzum, es wird so getan, als ob die Entwicklung der Plantagenwirtschaft nur insofern bisher unbekannt soziale Formen und Beziehungen hervorgebracht hätte, als sie von den Ethnien akzeptiert und angeeignet worden wäre, als habe sie keine Destrukturierung der betroffenen Gesellschaften hervorgebracht, sondern im Gegenteil zu deren Erneuerung beigetragen, ja sogar - im Falle einiger Ethnien - zu einer Identität verholfen, die vorher nicht vorhanden war (6).

2. Aber die Plantagenbewirtschaftung kann nicht auf den Kontext der lokalen, spezifischen Gesellschaften reduziert werden: Sie schließt globalere Funktionsebenen ein, die die lokalen Gesellschaften irgendwie berühren und andere Zugänge für das Verständnis ihrer Entwicklung und der Wechselbeziehungen freigeben sowie vor allem den Bildungsprozeß der ivoirischen Gesellschaft erkennen lassen.

Zunächst ist festzustellen, daß nicht nur die Waldzonen von der Pflanzungswirtschaft betroffen sind. Genauer gesagt ist die Entwicklung der Wirtschaftsform von der vorhandenen wirtschaftlichen Struktur der Savannen im Norden der Elfenbeinküste und den angrenzenden Kolonien bedingt. Um eine geläufige Terminologie aufzunehmen: Die Plantagenwirtschaft hat die Elfenbeinküste nach dem Schema "Zentrum-Peripherie" strukturiert. Während der Süden sich den zunehmenden Exportkulturen widmete, stagnierte der Norden nicht nur, sondern entwickelte sich im Vergleich zu seiner vorkolonialen sozioökonomischen Dynamik sogar zurück (7). Natürlich kann die Plantagenwirtschaft nicht ohne die Rolle, die die Bevölkerungsgruppen im Norden dabei spielten, verstanden werden: nicht nur, daß sie nach wie vor an deren Expansion beteiligt waren, sondern durch die Wanderungsbewegungen ein besonderes - und zwar ungleiches - Verhältnis zwischen dem Norden und dem Süden schufen, zwischen Ausgangs- und den Ankunftsgebieten.

Verteilt man die Ethnien des gesamten bewaldeten Gebietes auf einer soziokulturellen Karte, dann wird der Einfluß der Plantagenwirtschaft deutlich. In der gesamten bewaldeten "Basse Côte" fanden seit dem Beginn dieses Jahrhunderts und besonders seit Beginn des Ersten Weltkrieges bedeutende Bevölkerungsbewegungen statt. Während sie zunächst vom Westen und vom Zentrum ausgehend nach Osten gingen, schlugen sie von den dreißiger Jahren ab die umgekehrte Richtung ein, indem sie der beginnenden Planta-

genbewirtschaftung im Südosten und deren westlicher Ausbreitung folgten.

3. In allen Fällen haben sich diese Bewegungen am Ankunftsort im spezifischen Verhältnis von 'Autochthonen und Allochthonen' (um die gängige Terminologie zu verwenden) niedergeschlagen, was unter verschiedenen Aspekten aufschlußreich ist (8).

Die Plantagenwirtschaft der Elfenbeinküste ist insgesamt von diesem Verhältnis geprägt: Überall haben Auswärtige ihre Dienste an einheimische Pflanzer verkauft. Fast immer gingen diese Arbeitsbeziehungen mit dem Überlassen von Boden einher: Den Zugezogenen wurde die Möglichkeit geboten, sich 'selbständig' zu machen und ihrerseits Nachfrager auf dem Arbeitsmarkt zu werden, eine Bewegung, in der der expandierende Charakter dieses Wirtschaftszweiges zum Ausdruck kommt. Was allgemein gilt, gilt nicht unbedingt im Besonderen, wo sich die 'lokale' Ebene behauptet. Manche Gruppen, die fremde Arbeitskräfte verwendeten, verhielten sich sehr reserviert gegenüber dem Überlassen (und besonders dem Verkauf) von Boden und verhinderten diese Praxis sogar, obwohl sie sie anfänglich selbst betrieben hatten. Ein solches Verhalten kam im allgemeinen bei einer Lineage, einem Dorf oder einem Gebiet (z.B. einem Stamm) vor, manchmal ist sie zum Kennzeichen einer ethnischen Gruppe geworden: Die Berufung auf althergebrachte Rechte, auf Vorrechte des Herrschers (so beispielsweise bei den Agni-Königreichen), auf den sakralen und unveräußerlichen Charakter der Erde legitimierten die Weigerung, Boden zur Nutzung oder zum Verkauf zu überlassen.

Es handelt sich hier um ein komplexes Spiel mit den Bezugssystemen. Beispielsweise ist die Tradition auch denen nicht immer durchsichtig, die ihr eigentlich unterworfen sind, obgleich sie der Auffassung sind, sich ihrer zu bedienen. Das 'ethnische Selbstbewußtsein' und die Berufung auf Bodenständigkeit dienten oft ganz privaten Interessen, nämlich denen der (oft abwesenden) Pflanzers, so daß die 'traditionellen', nachträglich kodifizierten Rechte ihre persönlichen Bodenaneignungsstrategien legitimierten.

So gesehen, gehen die Beziehungen zwischen den Einheimischen und den Zugezogenen über den eigentlichen Rahmen der Plantagenwirtschaft hinaus. Obgleich sie sich als funktional-komplementär erwiesen haben - die Nachfrage der Einheimischen nach Arbeitskraft traf auf die der Zugewanderten nach Boden -, obwohl sie entsprechend eines differenzierten (scheinbar die ethnischen Bezüge verwischenden) Zugangs zum Boden und zur Arbeitskraft neue so-

ziale Schichtungen hervorgebracht haben, sind sie in dem Maße, wie sie sich vervielfältigt haben, das Resultat kollektiver Strategien und die Quelle von - vor allem die Bodennutzung betreffenden - Konflikten geworden, die auf ethnischer Ebene ihren Ausdruck fanden.

Es ist ein wesentliches Kennzeichen der Plantagenwirtschaft, daß sie eine Art Schmelztiegel für die 'bürgerliche Gesellschaft' in der Elfenbeinküste darstellt. Einerseits haben die Bevölkerungswanderungen und -verschiebungen von einer Gegend zur anderen eine Neuordnung der soziokulturellen Landschaft der Waldzone bewirkt (in westlichen Teilen dieser Zone gibt es mehr Zugewanderte als Einheimische). Andererseits hat die Intensivierung der Wanderungsbewegungen und der Bewegungen zwischen Bodenständigen und 'Fremden' den ethnischen Identitäten eine neue Dimension erschlossen: die des auf sie übergreifenden gesellschaftlichen Zusammenhangs, innerhalb dessen sie sich aufeinander bezogen entwickeln.

4. Die Plantagenwirtschaft war nicht nur in dem Sinne Schmelztiegel einer bürgerlichen Gesellschaft, daß sie Rollen und Positionen innerhalb der ländlichen Gebiete auszutauschen erlaubte. Sie erklärt zwar nicht alles, aber sie spielt doch eine entscheidende Rolle beim Verständnis gesellschaftlicher Phänomene, die ihrerseits die Elfenbeinküste gestaltet haben. So ist die Verstädterung des Waldgebietes größtenteils durch die Entwicklung der Plantagenwirtschaft bedingt. Die aus der Kolonialzeit stammenden Städte füllten sich mit Immigranten, besonders aus dem Norden, die sich vor allem im Handel und im Transportwesen betätigten. Übrigens nahm die landwirtschaftliche Kolonisationsstrategie der Dyula von diesen städtischen Zentren ihren Ausgang. Auf einer allgemeineren Ebene haben die Wanderungsbewegungen zu den bewaldeten Gebieten eine organische Verbindung zwischen Stadt und Land hergestellt, welche um so enger wurde, als die einheimische Bevölkerung selbst in den Kreislauf von Plantagenwirtschaft und Urbanisierung einbezogen wurde. Im Rahmen des vorliegenden Beitrags können wir diesem Umstand allerdings nicht gebührend Rechnung tragen, denn dazu bedürfte es einer Untersuchung jeder einzelnen 'Gesellschaft' und Region der Waldzone. Es sei lediglich vermerkt, daß für viele autochthone Populationen die Verstädterung, die Einschulung und die Lohnarbeit eine Art Verlängerung der Plantagenwirtschaft darstellte, übrigens Phänomene, die sich mehr an der Basse Côte und in der Hauptstadt, als in den Städten des Landesinneren auswirkten.

Zwischen dem Status des Pflanzers und dem des Lohnabhängigen gab es kontinuierliche Übergänge, aber auch gewisse Umkehrbarkeiten. Solange hinsichtlich des Bodens kein Sättigungsgrad erreicht war und die Arbeitskraft in Fülle zur Verfügung stand - beides ist heute, zumal im westlichen Waldgebiet, problematisch geworden, so daß die Landflucht nicht mehr rückgängig zu machen ist -, haben die verschiedenen Plantagenbewirtschaftungen zahlreiche Städter angezogen, die auf der Suche nach einem Zusatzeinkommen waren und dabei im übrigen vom Staat angeregt wurden.

Kurzum, die Plantagenwirtschaft ist ein hybrides, vielgestaltiges Gebilde. Als Häuptlingszweig der landwirtschaftlichen Gebiete der Waldzone hat sie diese zum dynamischen Teil einer umfassenderen Bewegung, eines erweiterten sozialen Reproduktionsprozesses gemacht, wo die wirtschaftliche Nutzung der Strauch- und Baumkulturen sowohl ein Ausgangs- als auch ein Zielpunkt sein konnte, eine dauerhafte oder provisorische Tätigkeit oder auch der Träger von Akkumulationsstrategien, zu denen die Einschulung der Nachkommen zu rechnen ist.

5. So wie die Pflanzungswirtschaft den Urbanisierungsprozeß beherrschte, schuf und prägte sie auch ein neues Gemeinschaftsleben (9). Regionale, ethische und berufliche Vereinigungen wurden zu neuen Bezugspunkten, indem sie den durch die Entwicklung der Plantagenwirtschaft hervorgerufenen Veränderungen Rechnung trugen. Obwohl die Vereinigungen vor allem in den städtischen Zentren ihre Tätigkeit entfalteten, gaben sie nun den Regionen einen Sinn, der deren unregelmäßigen Konturen folgte und die besonderen Formen der Landbewirtschaftung im westlichen und östlichen Bandama oder auch die Verlagerung des 'Herzens' der Plantagenwirtschaft von Südosten zunächst zum Zentrum und dann zum Westen hin berücksichtigt. Die 'Ethnie' als solche wurde neu bestimmt, sobald Bevölkerungsgruppen verschiedener Herkunft sich auf derselben Produktionsstätte, aber mit unterschiedlichem Status hinsichtlich des Zugangs zum Boden oder der Tätigkeit einander gegenüberstanden. Da sie sich hauptsächlich aus jenen zusammensetzten, die von der Verwaltung als die 'Entwickelten' bezeichnet wurden, initiierten sie das politische Leben der Elfenbeinküste, was allerdings auch den Strategien und Manipulationen der Kolonialherren Möglichkeiten bot.

Im Anschluß an den Zweiten Weltkrieg machte es sich die afrikanische Landwirtschaftsgemeinschaft (Syndicat Agricole Africain), in der sich Pflanzler mit wenigstens 2 ha Kaffee und 3 ha

Kakao vereinigten, in gewisser Weise zur Aufgabe, die 'heimische' Plantagenwirtschaft all ihr Potential verwirklichen zu lassen, indem sie die Hindernisse beseitigte, die ihrer allgemeinen Verbreitung im Wege standen: einschränkende Auflagen und obligatorische Lieferungen, eine Politik der Diskriminierung in bezug auf europäische und afrikanische Pflanzler, Zwangsarbeit und die Schwierigkeit, 'freie' Arbeiter zu rekrutieren.

Der SAA konnte nur deshalb die allgemeinen Interessen der Plantagenwirtschaft vertreten, weil er zunächst die Interessen einer bedeutenden Schicht von Pflanzern und Händlern repräsentierte, für die der Liberalismus und der Kampf gegen den Kolonialismus die einfache Fortsetzung der Bodenaneingungs- und Akkumulationspraktiken darstellten. Viele der nationalen oder regionalen Gewerkschaftsführer stammten aus dem Osten oder dem Zentrum des Landes - was den 'Akan'-Gesellschaften entspricht - mit zahlreichen Dyula-Händlern und -Pflanzern aus dem westlichen Landesteil. Die Organisation des SAA entsprach damals der ungleichen Entwicklung der Plantagenwirtschaft in den westlichen und östlichen Regionen, während sie späterhin den Verlust des politischen Einflusses der Agni-Pflanzler zugunsten ihrer Baule-'Vettern', die massenweise in den Westen abwanderten, ausdrückte.

Der SAA hat in seiner Funktion als erster Machtapparat und erste ideologische Bewegung dieses Ausmaßes dauerhaft das Leben der Elfenbeinküste geprägt. Der PDCI-RDA (Parti Démocratique de la Côte d'Ivoire - Rassemblement Démocratique Africain) war eine direkte Folgeerscheinung und stand unter der Führung der wichtigsten Persönlichkeiten des SAA mit Felix Houphouët-Boigny an der Spitze. Zwischen 1946 und 1952 stellte der PDCI die Unabhängigkeitspartei dar, geprägt durch eine gewisse Radikalität, was ihre Annäherung an die KPF (Kommunistische Partei Frankreichs) bestätigt, und das trotz der Zurückhaltung, die diese hinsichtlich der Unterstützung des großen Eisenbahnerstreiks im Jahre 1947 übte, der nämlich den Warenabsatz behinderte. Nach den harten Auseinandersetzungen mit der Kolonialmacht in den Jahren 1947 bis 1951 fand die PDCI unter der starken Hand von Houphouët-Boigny zu ihren ursprünglichen Zielen zurück: den Bruch mit Frankreich und deren 'Melkwirtschaft' zu verhindern, aber zugleich die wirtschaftliche Autonomie der Elfenbeinküste gegen einen archaischen Kolonialzwang zu behaupten und den Sieg der Plantagenwirtschaft und der 'freien' Arbeit über den Verwaltungsdirigismus und das Indigenatswesen rechtlich zu sanktionieren.

In der Unabhängigkeit blieb der Staat dieser Orientierung treu. Darum bemüht, eine diversifizierte Produktion im Rahmen eines Staatskapitalismus aufrechtzuerhalten, blieb die Wirtschaftspolitik sehr liberal und wirkte im Kaffee- und Kakaosektor anregend und förderte sogar die westliche Regionen durch Zuwanderer, die in der Mehrzahl aus dem Baule-Land kamen (so z.B. Houphouët-Boigny und ein Teil des Establishments). Das war in anderen Produktionsbereichen - Baumwolle, Palme - nicht unbedingt der Fall, wo das Erbe des kolonialen Interventionismus fortwirkte. Zwar zeigte sich der Staat im Bereich der Kaffee- und Kakaoproduktion liberal, dafür lebte er zum großen Teil von der Preisdifferenz, die die Caisse de Stabilisation des Prix von den Exporten in diesem Bereich abführte.

Der zur Symbolfigur gewordene Präsident Houphouët-Boigny veranschaulicht als "erster Pflanzler-Bauer der Elfenbeinküste" den Zusammenhang zwischen Staat und 'traditioneller' Plantagenwirtschaft sowie deren Anfälligkeit, sobald der Staat nach dem Vorbild der Kolonialverwaltung in diesem Sektor direkt einzugreifen versucht und dabei Gefahr läuft, sich von seiner wichtigsten, historisch gewachsenen Basis zu entfernen.

Der verborgene Antrieb der Plantagenwirtschaft: Zu welchen Neueinschätzungen veranlaßt das?

Das Gewicht der Plantagenwirtschaft in der modernen Gesellschaft der Elfenbeinküste sowie ihre Auswirkungen auf die dieses Land konstituierenden 'ethnischen' Formationen zu betonen, ist zugegebenermaßen nicht sehr neu.

In diesem Zusammenhang ist es lehrreich, erneut das Modell zu betrachten, das stets zur Erklärung der generellen Verbreitung dieses Wirtschaftszweiges der bewaldeten Elfenbeinküste angewendet wird.

1) Die Pflanzwirtschaft als Resultat des kolonialen Programms

Wir haben die Rolle, die die Kolonialherrschaft bei der Einführung und der Verbreitung dieser Wirtschaftsweise gespielt hat, absichtlich beseite gelassen, denn das, was im allgemeinen über dieses Problem gesagt wird, beraubt die Plantagenwirtschaft gerade jener Momente von Eigenständigkeit, die in unseren Augen das Grundmuster der ivoirischen Gesellschaft ausmacht. Die gängige Argumenta-

tion behauptet nämlich, die Baum- und Strauchkulturen seien nur unter Zwang eingeführt und ihre Entwicklung durch die Verwaltung streng befolgt und kontrolliert worden. Weiter wird behauptet, daß das Eindringen des Geldwesens die weitgehend auf Subsistenzwirtschaft beruhenden traditionellen Gesellschaften dazu zwang, insbesondere wegen der Steuerpflicht für einen Markt zu produzieren. Schließlich wird behauptet, daß die Kolonisation zwar die Reproduktion der Dorf- und Hausgemeinschaften weiterhin ermöglicht habe, aber allein mit dem Ziel, nicht für sie sorgen zu müssen und sie besser in den kapitalistischen Weltmarkt einfügen und ihm unterwerfen zu können. Mit anderen Worten, die Plantagenwirtschaft sei ein Reinprodukt des Kolonialismus und die Pflanzer die Marionetten westlicher Strategen (10).

Es geht nun keineswegs darum, Evidenzen zu leugnen. Ohne Zweifel haben die Kolonisatoren eine bedeutende Rolle bei der Einführung und Verbreitung der Plantagenwirtschaft gespielt. Sie haben verschiedene Sorten Kaffee- und Kakaobohnen eingeführt, sie ließen durch Zwangsarbeit Straßen und eine Eisenbahnlinie für den Warentransport bauen, sie förderten die Niederlassung europäischer Pflanzer, stützten sich auf ein einheimisches - 'traditionelles' oder gänzlich neu geschaffenes - Häuptlingswesen, um dieses ganz für die Baum- und Strauchkulturen zu gewinnen und es als kolonialpolitisches Modell vorzeigen zu können. Man entwickelte arbeitsorganisatorische Maßnahmen und förderte die Arbeitsmigration (insbesondere aus dem Norden). Dennoch ist diese Liste der kolonialen Projekte und Leistungen nicht zufriedenstellend und erlaubt nicht, den 'Erfolg' der Plantagenwirtschaft zu verstehen.

Es ist deshalb notwendig, sich von der 'zielbewußten' Betrachtungsweise zu lösen, die ein von vornherein klar definiertes koloniales Programm voraussetzt. Wenn es auch in einem allgemeinen, aber vagen Sinne die Intention einer *Mise en valeur* (Zur-Geltung-bringen) gab, ist die Plantagenwirtschaft insgesamt doch nicht als deren Resultat anzusehen. Koloniale Entwürfe sind immer wieder neu formuliert worden entsprechend der sozioökonomischen Prozesse, die ihrerseits sicher durch sie beeinflußt wurden, aber selbst das Produkt der komplexen Interaktion zwischen den Praktiken und Strategien der Kolonisierten einerseits und dem oft tastenden Vorgehen der Kolonisatoren andererseits waren. In vielen Fällen übrigens begnügte sich der koloniale Entwurf damit, einen geschaffenen Zustand festzuschreiben, d.h. der Entwicklung der Dinge zu folgen, anstatt ihnen vorzugreifen; im schlimmsten Falle aber traten bei seiner Durchführung nur dessen Widersprüche und Mängel

zutage. Vor allem eine Frage beschäftigte die Verwaltung: Soll das System der Zwangsarbeit aufrechterhalten werden, da sie doch offensichtlich die Verbreitung der einheimischen Plantagenwirtschaft behinderte, ohne zugleich den Aufschwung der europäischen Pflanzungen zu gewährleisten.

Ausgehend von einigen exemplarischen Fakten und Interpretationen möchten wir im folgenden zeigen, daß die Entwicklung der Plantagenwirtschaft in erster Linie auf einem weitgehend autonomen sozioökonomischen Prozeß beruhte, daß er das Resultat einer Praxis war, die über jeglichen kolonialen Entwurf hinausging. Gerade dank dieses 'Überschusses' erschien der koloniale Entwurf als erfolgreich, und die Kolonialmacht konnte sich dies in irgendeiner Weise zugute halten. Dies sollte unseres Erachtens den Entwicklungshelfern heute als Lehrstück dienen. Ebenso wie die Kolonisatoren von gestern scheitern sie mit ihren Unternehmungen, weil sie 'projizieren' und oft nur dank der unbeabsichtigten Wirkungen ihres Eingreifens erfolgreich sind.

2) Elemente zur regionalen Periodisierung

Im allgemeinen geht man davon aus, daß die Pflanzungswirtschaft der Elfenbeinküste in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts begonnen hat, d.h. unmittelbar nach Beendigung der militärischen 'Befriedung' der Elfenbeinküste, zu dem Zeitpunkt also, wo überhaupt die koloniale Herrschaft zum Tragen kommen konnte. In Wirklichkeit verlief die Sache aber anders, und die tatsächlichen Brüche - ebenso wie die Rolle der Kolonialherren - sind nicht so einzuordnen, wie man es üblicherweise tut. So liegen die Anfänge der Plantagenwirtschaft weiter zurück: Zuerst waren sie im Südwesten der Elfenbeinküste, in der Gegend von Tabu zu beobachten, wo es im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als die Goldküste dieselbe Entwicklung durchmachte, eine kleine einheimische Kaffee- und später auch eine Kakaoproduktion gab, die Bestandteil der liberianischen Küstenwirtschaft war (11).

Der französische Kolonialismus hat dann, indem er die südwestliche Küstenbevölkerung (unter dem Namen Kru bekannt) in das koloniale Gebiet der Elfenbeinküste integrierte, die lokale Plantagenwirtschaft zerstört, so bescheidene Ausmaße sie auch gehabt haben mag. Zu jener Zeit hat lediglich die östliche Basse Côte die wirtschaftliche Aufmerksamkeit der Kolonisatoren erregt und verfügte infolgedessen über beachtliche Möglichkeiten im Bereich des Warentransportes. Der Südwesten hingegen, der von der

kolonialen Erschließung (mise en valeur) vernachlässigt wurde, erlebte im Anschluß an die Unruhen in Liberia den Niedergang des atlantischen Handels und während des Ersten Weltkrieges den Zusammenbruch seiner Produktion. Dieser - auf den ersten Blick anekdotische - Tatbestand ist in mehrerer Hinsicht interessant: Er zeigt, daß es in diesem spezifischen Fall keinen Zusammenhang zwischen der kolonialen Unterwerfung und dem Entstehen der Plantagenwirtschaft gibt; er verweist eher auf das Gegenteil. Zudem widerlegt er stichhaltig später auftretende - von Kolonisatoren und zahlreichen Anthropologen vorgebrachte - Interpretationen, die dazu dienten, den wirtschaftlichen Entwicklungsrückstand des Südwesten und des Westens überhaupt im Rahmen der Gesamtwirtschaft der Kolonie zu rechtfertigen. Die Verwaltung behauptete, diese Gegenden seien von besonders rückständigen und für den Fortschritt kaum geeigneten Bevölkerungsgruppen bewohnt. Die Ethnologen setzten der sozialen Organisation der auf Tausch und Akkumulation ausgerichteten Akan-Gruppen die segmentär und nach Lineagen organisierten Gesellschaften entgegen, denen es an der nötigen Autorität mangelte, um eine Exportproduktion zu organisieren und die im übrigen wenig Neigung hatten, ihre einfach Subsistenzwirtschaft aufzugeben. Das Beispiel des Südwestens deckt den willkürlichen Charakter solcher Konstruktionen auf und beweist, wie wichtig die geschichtlichen Umstände sind, in denen die Lineage-Gesellschaften sich entwickeln.

Zu der Zeit, als das einheimische Experiment der Plantagenwirtschaft im Südwesten fehlschlug, setzte im Osten die Kakaowirtschaft ein. Die Rolle des Kolonialherren liegt hier auf der Hand: Er führte Kakaoanbau auf autoritäre Weise ein (1908-1909), und die Bevölkerung mußte sich beim Verwaltungssitz mit Saatgut versorgen und die Pflanzen im übrigen auf kollektiv bewirtschafteten (zum Dorf gehörigen) Feldern kultivieren. Das Ergebnis war enttäuschend: Die Dorfbewohner zerstörten die Kakaopflanzen, indem sie sie mit heißem Wasser übergossen. Während des Ersten Weltkrieges schien sich die Situation dann völlig zu ändern. Die Verwaltung sprach von einer regelrechten Begeisterung, vor allem im Anyi-Land, wo die Nachfrage nach Saatgut so stark war, daß man ihr kaum entsprechen konnte. Was war geschehen? Hatte das autoritäre Vorgehen der Verwaltung schließlich Erfolg gehabt? Um die Dinge wirklich verstehen zu können, sollte man den lokalen Gesellschaften mehr Aufmerksamkeit als dem Vorgehen der Kolonialverwaltung schenken.

Die Annahme des von der Kolonisation eingeführten Kakaoanbaus durch die Gesellschaften der östlichen Elfenbeinküste ist in einer tiefer reichenden historischen Perspektive zu sehen. Das Akan-Universum war Bestandteil eines auf dem Gold basierenden Produktions- und Tauschensembles; es stellte in der einheimischen Wirtschaft ein privilegiertes Währungs- und Akkumulationsmittel dar. Innerhalb dieses umfassenden Zusammenhangs gab es dennoch sehr unterschiedliche Produktionssysteme. In Asante und Abron war die Kolanuß ein wichtiges Exportprodukt, das Baule-Land war vor allem für seine Gold- und Textilproduktion bekannt, und das Küstengebiet exportierte seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts vor allem in großen Mengen Palmöl in die industrialisierten Länder. Von den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts an wurde Kautschuk zu einem wichtigen Exportartikel des bewaldeten Zwischenlandes, während im Zentrum der Goldküste die Kakaowirtschaft an Bedeutung gewann.

Die Kolonisierung bezog nicht nur die Kakaowirtschaft in den Frankreich unterstehenden Teil dieses Ensembles ein. Sie hat auch die interne und externe Tauschhandelsstruktur aufgelöst, indem sie den europäischen Goldabbau begünstigte, die europäische und Dyula-Handelsweise aufzwang und die dem Bewertungsprozeß der Produkte zugrundeliegende Rangordnung veränderte. Der Kautschuk stand in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts für den Versuch einer zunächst 'spontanen' - solange die koloniale Kontrolle noch nicht recht wirksam war -, dann mehr und mehr erzwungenen Umwandlung, da die Kolonisation fortschritt und Produkte aus Asien auf den Weltmarkt drangen. Die Kolanuß war ein anderes Substitutionsprodukt, das sich wie der Kautschuk in östliche Gebieten der Elfenbeinküste entwickelte, wo sie vor der Kolonialzeit kaum Bestandteil des Handels war.

Aber die bereits vor dem Ersten Weltkrieg einsetzende Kautschukkrise und die (nur eine ergänzende Rolle spielende) Kolawirtschaft hatten zur Folge, daß keine tauschfähigen Produktionssektoren entstehen konnten, die den vor der Kolonialisierung existierenden an Bedeutung gleichkamen. Der Tauschwert der Palmprodukte - verstärkt durch die Auswirkungen des kolonialen Zollsysteins - erlaubte auch diesem Sektor nicht, sich über den bereits erreichten Stand hinaus zu entwickeln; er blieb auf die Küste beschränkt.

Die Beförderung des Kakaoanbaus unter Kolonialzwang, der Verkaufspreis sowie die Kenntnis der Entwicklung der Kakaokulturen an der Goldküste - aber nicht etwa die geographische Nähe dieses

Territoriums - haben vor dem Hintergrund der kolonialen Destruktionen und Zwänge die Wahl dieses am meisten Gewinn bringenden Produktes bestimmt. Ein weiteres Faktum muß in Rechnung gestellt werden, wenn man erklären will, wie schnell der Kakaoanbau im Osten des Landes angenommen wurde, nämlich das autoritäre Vorgehen der Verwaltung, um Produktion und Kommerzialisierung der Baumwolle durchzusetzen. Ein nicht beabsichtigter Nebeneffekt dieser Politik war, daß im Olonu-Anyi-Gebiet und dem bewaldeten Teil des Baule-Landes der Kakaoanbau sich derart beschleunigte, daß man dort den Forderungen der Kolonialherren unter bestmöglichen Bedingungen nachkommen konnte.

Die Entscheidung, den Kakao zur Exportkultur zu machen, ging weit über den bloß administrativen Akt hinaus. Nachdem die Wahl getroffen war, behinderten allerdings lokale Produktionsstrukturen die von der Kolonialverwaltung aufgezwungenen oder angebotenen Anbauformen. In kürzester Zeit wurden die kollektiv bearbeiteten Pflanzungen, die den der Verwaltung unterstehenden assimiliert waren und deren Ertrag den Häuptlingen und Notabeln zuflossen, zugunsten individueller Pflanzungen aufgegeben. Bei der Bildung dieser neuen Pflanzungen spielten dann die hierarchischen Beziehungen eine Rolle, insbesondere bedingt durch die Arbeit von Sklaven und Abhängigen, ein hierarchisches Gefüge, das sich allerdings im Zuge der Entwicklung der Plantagenwirtschaft abschwächte. Diese Art von Wiederbelebung des 'Traditionellen', der die Verwaltung keineswegs positiv gegenüberstand, vollzog sich außerhalb des von ihr vorgesehenen Rahmens.

Letztlich wurde der Kakao weder aufgezwungen noch einfach 'angenommen': Die Bevölkerung des Ostens eignete sich diese Kultur am Ende eines endogenen Umwandlungsprozesses an. Die Verwaltung hingegen konnte lediglich der Ausdehnung des Kakaoanbaus zuschauen und, da sie nicht immer in der Lage war, die Pflanzler mit Saatgut zu versorgen, bloß deren lokale Initiativen registrieren: einige holten den Samen an der Goldküste oder kauften ihn bei älteren oder europäischen Pflanzern, um damit ihre eigenen Pflanzen zu züchten.

Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, daß die Plantagenwirtschaft, die sich im Südosten und im Landeszentrum entwickelt hat - vor allem im Baule-, Nzi-Como- und im Agneby-Land -, von einer starken Ausbreitung der Nahrungsmittelkulturen und ihrer Binnenkommerzialisierung begleitet war. Damit ist die häufig anzutreffende Vorstellung widerlegt, Nahrungsmittelanbau und mehrjährige Kulturen würden sich widersprechen. Auch hier trifft

man auf die gleiche Autonomie der Bevölkerung gegenüber den administrativen Maßnahmen. Die auf Zwang basierenden Versuche der Kolonialverwaltung vor dem Ende des Ersten Weltkrieges scheiterten nicht nur, sondern trafen sogar auf organisierten Widerstand (Anbauverbote für Reis und Yamswurzel durch die Magier oder Féticheurs).

In der Folgezeit hingegen erlaubte der freie Handel mit der Nahrungsmittelproduktion, die öffentlichen und privaten Baustellen sowie die städtischen Zentren der Basse Côte mit Bananen, Yamswurzel, Mais, Reis und Maniok zu versorgen.

Was geschah zur gleichen Zeit im Westen von Bandama? Die Verhältnisse liegen hier etwas anders als im Südosten. Die Gegend war besonders schwer zu 'befrieden'; das gelang praktisch erst am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. Die Kolonialmacht baute Infrastrukturen auf und richtete vor allem ein vorher nicht existierendes Häuptlingswesen ein. Dies ist auch die Zeit reiner kolonialer Zwangsausübung und Zwangsrequisition für die westlichen, aber auch südöstlichen Verwaltungskreise. Von dieser Periode an bildete sich eine Ungleichgewichtigkeit zwischen dem westlichen und östlichen Waldgebiet heraus: Jenes diente - lange vor Obervolta - diesem als Arbeitskräfte-Reservoir, welches die Regierungsstellen eben wegen der expandierenden lokalen Plantagenwirtschaft übermäßig auszunutzen vermieden.

Die Arbeitskräfte aus dem Westen trugen zur Entfaltung der Plantagenwirtschaft bei. Denn zahlreiche requirierte Arbeiter flohen von den Baustellen und zogen es vor, Arbeitsbeziehungen mit Anyi- oder Baule-Pflanzern einzugehen; einige heirateten sogar eine Verwandte des Gastgebers und siedelten sich auf Dauer an. Die Wanderungsbewegung schlug sich auch ethnisch auf überaus interessante Weise nieder. So sprach die Kolonialverwaltung in ihren Berichten von jenen "unsteten und streitlustigen Bete". Nun hatte aber diese ethnische Bezeichnung vor der Kolonisation keine reale Entsprechung, denn die 'Bete' identifizierten sich als solche nur vermittelt über eine Stammes- oder Lineagebezeichnung. Aus klassifikatorischen Gründen wurde dieser Name von den allerersten Kolonialverwaltern des Sassandra-Kreises verwendet und bezeichnete die 'Ethnie' vor allem im Verhältnis zu dem, was 'Nicht-Bete'-Land war (insbesondere die Basse Côte und umfaßte die Gesamtheit der Bevölkerung des Westens. Die Verwendung des Namen 'Bete' implizierte eher pejorative Vorstellungen, die in der Elfenbeinküste übrigens noch heute lebendig sind.

Zu Beginn der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts war der Westen einer zweifachen Kolonisation unterworfen. Die Kolonialverwaltung begnügte sich nicht damit, die lokale Bevölkerung Zwangsmaßnahmen auszusetzen, sondern sie begünstigte auch - besonders in der Gegend von Gagnoa-Ume - die Niederlassung europäischer Pflanzer. Diese neigten weniger dazu, sich im Südosten anzusiedeln, der bereits von der 'eingeborenen' kommerzialisierten Agrikultur beherrscht wurde. Desgleichen förderte die Verwaltung die Niederlassung afrikanischer Pflanzer von Dyula- und Akan-Herkunft. Die Plantagenwirtschaft ruhte also in erster Linie auf diesen fremden Elementen und nur in zweiter Linie auf den lokalen, administrativ eingesetzten Häuptlingen, die lediglich gewisse Erleichterungen bei der Beschaffung von Arbeitskräften erreichen konnten. Die Bevölkerung ihrerseits widersetzte sich mehr oder weniger passiv dem Zwangsanzbau. Bereits zwischen 1910 und 1920 beteiligte sie sich nur schwach an der von der Kolonialverwaltung lancierten Kautschukgewinnung. Ebenso waren sie der Rizinuskultur - die Elfenbeinküste mußte der Metropole während des Krieges ein bestimmtes Kontingent an Rizinus liefern - wenig zugänglich. Dem Kakaoanbau war dasselbe Schicksal beschieden. Er symbolisierte den kolonialen Zwang, weil er auf kollektiven Feldern durchgeführt werden mußte, die Häuptlinge unterstanden und bezeichnenderweise 'Kommandantenfelder' genannt wurden.

Aus welchen Gründen hat hier der vom Kolonialismus eingeleitete Prozeß nicht zu denselben Ergebnissen wie im Osten geführt? Auch hier sollte man nicht von a posteriori formulierten und auf der Vorgabe der sozialen Organisation beruhenden Hypothesen ausgehen, sondern vielmehr die tatsächliche Entwicklung während der Kolonialzeit untersuchen.

Im Großen und Ganzen konnte der Westen der Elfenbeinküste länger als der Osten die charakteristischen Züge seiner vorkolonialen Wirtschaftsstruktur bewahren. Wir denken hier nicht einmal an die Subsistenzwirtschaft, sondern vielmehr an die Kommerzialisierung des Elfenbeins und der Kolanuß (und zumindest während der Samory-Episode sogar der Nahrungsmittelproduktion). Da der Westen weniger direkt an den europäischen Tauschsektor angeschlossen war, wurde dort der Kakaoanbau durch den rein zwangsweisen und pseudo-kollektiven Charakter, der hier auf die Verwaltungsmaßnahmen zurückzuführen war, sowie durch den Abzug von Zwangsarbeitern und durch den Fortbestand bedeutenderen binnenafrikanischen, auf der Kolanuß beruhenden Tausches behindert. Während der zwanziger Jahre blieb der Kakao vor allem eine An-

gelegenheit der ersten Immigranten, während die lokale Bevölkerung hauptsächlich Nahrungsmittel mit dem europäischen und städtischen Sektor austauschte. Sehr wahrscheinlich hat im Westen das angefangen, was man eine "Agrarrevolution" nennen könnte und was sich im Osten bereits angezeigt hatte, d.h. die allgemeine Auffächerung der Nahrungsmittelproduktion und deren systematische Kommerzialisierung (insbesondere von Reis, Yamswurzel und Mais) sowohl auf dem von der Kolonialverwaltung kontrollierten als auch auf dem freien Markt. Zur gleichen Zeit bauten die auch aus dem Westen kommende Migranten dieselben Produkte an und trieben damit in den nachfragestarken östlichen- und Küstengebieten Handel.

Viel mehr als die Plantagenwirtschaft bedeutete die Wiederaufnahme der vorkolonialen Kolanuß-Wirtschaft und die Einrichtung einer - von der Kolonialverwaltung nicht kontrollierbaren - regelrechten Migrationswirtschaft in einer ersten Zeit die von der Bevölkerung des Westens praktizierte Lösung zur Umwandlung ihres vorkolonialen Wirtschaftssystems, das durch die Eisenringe-'Währungszone' charakterisiert gewesen war.

Erst in den dreißiger Jahren dehnte sich in dieser Region die Plantagenwirtschaft wirklich aus, und zwar nicht nur auf der Grundlage des Kakao sondern ebenso des Kaffees, dessen Kurs den Schwankungen der Weltwirtschaftskrise besser standhielt. Hier wiederholte sich nun dasselbe, was bereits im Osten zu beobachten war: Die kollektiv bewirtschafteten Pflanzungen konnten sich nicht durchsetzen und wurden verlassen; individuell bewirtschaftete Pflanzungen traten an deren Stelle, ergänzend entfalteten sich Nahrungsmittel- und Kolapflanzungen sowie ein von der Kolonialverwaltung unabhängiges Saatgutversorgungssystem.

Die Plantagenwirtschaft im Westen bewahrte indessen die in der spezifischen Geschichte der Elfenbeinküste gründenden Eigenschaften. Die Zugezogenen aus dem Norden oder Osten, von denen einige seit der kolonialen Eroberung ansässig waren, besaßen aufgrund der Begünstigung durch die Verwaltung, die diese Pflanzer als besonders tüchtig und unternehmend ansah, eine privilegierte Stellung. Sie organisierten bereits von den städtischen Zentren aus landwirtschaftliche Kolonisierungsbewegungen, welche ständig zunahmen und andere Wanderungswellen nach sich zogen. Indessen waren die Pflanzungen im Westen viel kleiner als die im Osten, denn dort wurden mehr Zwangsarbeiter rekrutiert, und die erzwungenen oder freiwilligen Migrationen nach Osten und zur Basse Côte wirkten sich demographisch stärker aus. Lediglich die Nota-

beln, die von requirierten Arbeitskräften profitierten, hatten bedeutendere Wirtschaftsflächen, die mit denen der großen allochthonen Pflanzler rivalisieren konnten (12).

Im östlichen wie im westlichen Landesteil nahm die Kolonialverwaltung eher nur die Entwicklung der Dinge zur Kenntnis, als daß sie wirksam eingriff. Sie versuchte im Rahmen des ersten Fünfjahresplanes von 1934 an Einfluß zu gewinnen. Einerseits scheiterte sie aber in ihren Aktionen, nämlich zwangsweisem Kollektivanbau, Besteuerung des Kakaos, obwohl der Kaffeeanbau für die Pflanzler bereits lukrativer war. Andererseits pries sie Maßnahmen an, die sich bereits im Rahmen des autochthonen Systems von selbst ergeben hatten, beispielsweise die feste Ansiedlung der Bevölkerung aus dem Osten, einen Plan zur Ausdehnung der Pflanzungen im Westen, um das drohende Verschwinden des Waldes im Osten einzuzhänken, oder eine Kampagne zugunsten der Nahrungsmittelkulturen. Die 'Öffnung' des Westens, die große Sorge der Kolonialverwaltung, begann in Wirklichkeit außerhalb oder parallel zur kolonialen Initiative.

Zur selben Zeit, in den dreißiger Jahren also, entwickelte sich die Plantagenökonomie im Osten aus eigener Kraft und war dadurch der Verwaltung ebenso Anlaß zur 'Befriedigung wie zur Beunruhigung wegen Abholzung, Diebstahl im Bereich der Nahrungsmittelproduktion sowie mangelnde Pflege der Kulturen. Der Dynamik der Eingeborenenwirtschaft in keiner Weise gewachsen, hatte die Verwaltung keine andere Wahl, als die positiven Folgen des anarchischen Entwicklungsaspektes hervorzuheben, um ihre eigene Aktion zu rechtfertigen. Es handelte sich hier im übrigen gar nicht um eine anarchische Entwicklung, denn das Verhalten der Pflanzler gab lediglich ganz getreu die marktwirtschaftliche Rationalität wieder. Das drückte sich aus in spekulativer Lagerung der Produktion im Falle eines schwachen Kurses, in Auslieferungsverweigerung und Kaufboykott gegenüber den verschiedenen Händlern während der großen Krise, in Nutzung der neu gerodeten Flächen für den Kaffee-Anbau, begleitet von Schwankungen und dem letztlichen Sinken der Kakao-kurse und in Nutzung der natürlichen Kaffeesor-ten. Vor allem aber konnte man in den dreißiger Jahren beobachten, wie sich im Osten ein Produktionssystem durchsetzte, das mehr und mehr fremde Arbeitskräfte gegen Entlohnung verwendete. Das Baule-Land, das wenig für mehrjährigen Kulturen geeignet und mit Nahrungsmittelproduktion ausgelastet war, lieferte einen bedeutenden Teil der Saisonarbeiter. Viele junge Leute aus dem Westen, denen nach der Schließung der europäischen Plantagen und Bau-

stellen nur die Arbeitslosigkeit übrig blieb, wurden während der Krise von der Entlohnung in Naturalien angezogen, d.h. Ausgabe eines bestimmten Ernteanteils oder von den Pflanzern des Südostens abgetretenen Landes. Schließlich bewirkte die Kakaokrise und der Swollen shoot, eine Pflanzenkrankheit, an der Goldküste die Angliederung eines Teils von Obervolta an die Elfenbeinküste, so daß ein Teil der Obervolta-Migranten nicht mehr zur Goldküste zog.

Die Plantagenwirtschaft erfuhr mit der Verwendung dieser Arbeitskräfte eine Erneuerung. Durch spontanen Plantagenausbau im Westen erhielt sie ein erweitertes Operationsfeld. Genau genommen hatte die Plantagenwirtschaft zu diesem Zeitpunkt das gesamte Gebiet der Kolonie und ihr voltaisches Hinterland auf irreversible Weise verändert. Kaffee und Kakao waren im Außenhandel der Elfenbeinküste endgültig an die Stelle der alten, durch Sammelwirtschaft gewonnenen Produkte getreten, d.h. Kautschuk, Palmöl und Palmprodukte überhaupt. Ferner ersetzten der iyorische Kaffee- und Kakaoanbau sogar teilweise die Waldwirtschaft. Der meridionale Teil Obervoltas, der als Arbeitskräftereservoir für das Waldgebiet galt, wurde an die Elfenbeinküste angegliedert.

In der Folgezeit entwickelte sich die Plantagenökonomie hauptsächlich in der Waldzone. Ihre Ausbreitung wurde aber von der Kolonialpolitik gebremst, die weiterhin die Europäer und die 'Kollaborateure' unter den Häuptlingen begünstigte, und zwar hinsichtlich der Arbeitskräfte oder sogar während des Zweiten Weltkrieges hinsichtlich der Preise auf Kosten der kleinen 'Massenproduktion'. Dies geschah trotz der Faszination, welche der Erfolg der dörflichen Pflanzungen der Goldküste auf die französischen Verwalter ausübte.

Die Pflanzungswirtschaft konnte sich erst nach der Abschaffung der Zwangsarbeit (1946) und vor allem in den fünfziger Jahren entwickeln, als die Kakao- und Kaffeepreise besonders hoch waren. Während des gesamten Zeitraums verlagerte sich der Schwerpunkt der Plantagenwirtschaft. Bis zum Vorabend des Zweiten Weltkrieges war die Gegend von Ndenye und der Südosten das Produktionszentrum, hingegen von den vierziger Jahren an das Abron-Land und die Gegend von Dimbokro.

Diese geographische Verlagerung der Plantagenwirtschaft ging einher mit einer Veränderung des Wanderungsstroms der Landarbeiter. Anfang der fünfziger Jahre hatte der Kaffee-Boom den Stillstand der saisonmäßigen Arbeitskräftebewegungen aus dem Westen gebracht, wo sich die Plantagenwirtschaft ausdehnte, sowie aus

dem für den Kakaoanbau klimatisch nicht geeigneten Baule-Land, wo sich der Kaffee ausbreitete. Die alten Produktionszonen des Südostens wurden von diesem Arbeitskräftemangel am meisten betroffen. Die Einrichtung des SIAMO (Syndicat interprofessionnel de l'administration de la main-d'oeuvre) zur Arbeitskräfterekrutierung aus dem Norden, insbesondere dem Volta-Gebiet, verringerte dieses Hindernis ein wenig, aber die westliche Pioniergruppe (hauptsächlich von Baule bestritten, deren Waldgrenzländer sehr bald einen Sättigungsgrad erreicht hatten), leitete noch einen Teil der Emigration ab. Die Arbeitskräfte wurden dann zunehmend von jenen Gegenden angezogen, wo sie Zugang zum Boden hatten und sich selbständig machen konnten. Die fünfziger Jahre waren also von Spannungen zwischen den Pflanzern und ihren Arbeitern sowie durch Landkonflikte zwischen Einheimischen und Fremden - aber auch unter jenen selbst - bestimmt.

Der allgemeine Prozeß breitete sich in dem Maße bis zu den abgelegensten Gegenden der westlichen Gebiete aus, wie die Baustellen im Wald vordrangen. Die Erschließung des Südwestens mit der Schaffung des Hafens von San-Pedro in den siebziger Jahren beseitigte die letzten Schranken der Plantagenwirtschaft.

Die Büchse der Pandora: Die Eigenlogik der Plantagenwirtschaft

Die Plantagenwirtschaft, wie wir bereits sagten, entspricht nicht dem Bild, das allgemein von ihr vermittelt wird. Die von uns vorgeschlagene grobe Zeiteinteilung für ihre Entwicklung veranschaulicht, daß die Verwaltung von den Initiativen und dem Verhalten der lokalen Bevölkerung oft überholt wurde bzw. davon überfordert war. Den Auflagen - 'von oben' verordneten Kulturen - wurde Widerstand geleistet. Hingegen wurden Baumkulturen angelegt, sobald sie wirtschaftlich rentabel zu sein versprochen, eine Rentabilität, die die Verwaltung nicht wahrhaben wollte, da sie solche Initiativen für sich beanspruchte. Im übrigen sah sie sich wiederholt veranlaßt, angesichts einer solchen Entwicklung beunruhigt zu sein, denn es zeigte lediglich, wie wenig sie diese beherrschte.

Zunächst soll das interne Funktionieren der Plantagenwirtschaft untersucht werden. Sie gleicht einer Büchse der Pandora, die sowohl die Autonomie dieses Sektors als auch die geringen Kontrollmöglichkeiten durch die Kolonialverwaltung (vor allem ihrer landwirtschaftlichen Stellen) deutlich macht.

Technisch gesehen und hinsichtlich der Anbaumodi läßt sich folgendes sagen: Es handelt sich um eine extensive Baumwirtschaft, das heißt sie begünstigt die Arbeitsproduktivität auf Kosten der Bodenproduktivität, mithin bedeutet das einen ausgedehnten Bodenkonsum mit geringem Ertrag (ca. 300 kg/ha). Im Übrigen wird sehr geschickt mit gemischter und kombinierter Bewirtschaftung umgegangen: Mischung verschiedener Kaffeesorten, Kombination von Kaffee- und Kakaopflanzungen - dies oft unter experimentellem Aspekt, um herauszubekommen, was ertragreicher ist -, und insbesondere die Kombination von Baum- und Strauchkulturen und Nahrungsmittelproduktion. Dabei wurde in den ersten Jahren nach der Rodung und solange die Pflanzungen noch keinen Ertrag brachten, Reis, Mais, Yamswurzel, Banane und Maniok gesät. In der Folgezeit behielt man bestimmte Kombinationen bei, vor allem Kaffee und Bananen, Palmen und Kolanüsse. Diese Praxis erklärt auch, warum die Plantagenwirtschaft von expandierenden Nahrungsmittelkulturen begleitet war.

Die Kolonialverwaltung ihrerseits betrachtete dieses System als pure "landwirtschaftliche Irrationalität" und beklagte sich unentwegt über die Unangebrachtheit dieser Kombination und über das wenig gepflegte Aussehen der Pflanzungen. Seit den beginnenden dreißiger Jahren, als man zu planen anfang, versuchte sie sogar 'Ordnung' zu schaffen, indem sie bestimmte Anbaumethoden untersagte oder einige Kulturen zu intensivieren verbot. So entsprach das Scheitern der Verwaltung, welches auch heute noch in manchen Entwicklungsgesellschaften zu beobachten ist, dem allgemeinen Erfolg der Plantagenwirtschaft. Denn zur selben Zeit, als die Kolonialverwaltung die eingeborenen Anbaupraktiken schlecht machte und verurteilte, mußte sie - wobei sie sich natürlich die Resultate selbst zugute hielt - ein Produktionswachstum feststellen.

Auch auf der Ebene der Produktionssysteme gibt es eindeutig Anzeichen für eine Autonomie. Die Wanderungsbewegungen vorausgesetzt, organisierten sie sich hauptsächlich um die Beziehungen von Autochthonie und Allochthonie. Hier bedeutet 'Autonomie' die einfache Tatsache, daß die Dynamik der Plantagenwirtschaft auf das "gemeinsame" Vorgehen ansässiger Bevölkerungen und 'fremder' Gruppen zurückzuführen ist und daß die Verwendung entlohnter Arbeitskraft zur allgemein verbreiteten Erscheinung geworden war. Überall nämlich, wo die eine oder andere lokale Plantagenwirtschaft sich entwickelte und verbreitete, war bei den kleinen wie bei den großen Pflanzern die Verwendung von in Naturalien oder Lohn bezahlten Arbeitern zu beobachten. Das bedeutete aber nicht,

daß die familiäre oder abhängige Arbeitskraft völlig verschwand. Jene trug bald zur Ergänzung bei, wo diese nicht ausreichte; denn der Individualisierungsprozeß beschränkte die familiäre Arbeitskraft auf die häusliche Einheit. Bald kam sie einfach hinzu; das galt vor allem für die mittleren und großen Pflanzler, die hauptsächlich im Südwesten schon früh dank jener variationsreichen Arbeitskraft große Flächen roden und unterhalten konnten.

Ganz allgemein ging die Verwendung bezahlter Arbeitskraft mit einer extensiven Plantagenwirtschaft einher, was dadurch veranschaulicht wird, daß während einer ersten Phase die Arbeitskraft fast ausschließlich in Form von Naturalien vergütet wurde, indem entweder Boden für den Nahrungsmittelanbau oder ein bestimmter Ernteanteil der Baumwollkulturen überlassen bzw. abgetreten wurde.

Entsprechend diesem Schema verwendeten die autochthonen Pflanzler auswärtige Arbeiter. Diese Beziehung war aber nur ein Moment eines komplexeren Prozesses, dessen Reproduktionsfähigkeit davon abhing, daß die Arbeiter Zugang zum Boden hatten. In einer ersten Phase war die Bodennutzung durch die Auswärtigen auf die Nahrungsmittelkulturen beschränkt, aber sehr bald dehnte sie sich auf mehrjährige Kulturen aus - dies umso mehr, als in vielen Gegenden der für Pflanzungen überlassene Boden einem Veräußerungsprozeß unterlag. Die Baumkulturen brachten die Umwandlung des Bodens in Ware mit sich, was den Autochthonen, die diese verkauften, zusätzlich Einkünfte sicherte.

Sobald die Zugezogenen Pflanzler wurden, verwendeten sie ihrerseits bezahlte, selbst wiederum zugezogene Arbeitskräfte, die meistens - aber nicht nur - innerhalb der eigenen Ethnie rekrutiert wurden. Auch hier sind die Arbeitsbeziehungen durch den Zugang zum Boden bedingt, und es war Aufgabe der zuerst Gekommenen, die Landnachfrage ihrer Arbeitskräfte zu befriedigen, vor allem, wenn diese demselben ethnischen Universum angehörten und ihrerseits bei den Autochthonen um weiteren Boden nachfragten. In diesem expansiven System hing alles von einem Gleichgewicht zwischen verschiedenen Elementen ab. Einerseits mußte das Arbeitskräfteverhältnis erhalten bleiben - deshalb der systematische Rückgriff auf Arbeiter aus Obervolta seit den dreißiger Jahren -, andererseits durfte die Anziehungskraft, die von der möglichen Eigenbewirtschaftung des Bodens ausging, nicht nachlassen. Solange Boden reichlich vorhanden war, schritt die Expansion voran, und die Arbeitskraft zog nach. Sobald dieser eher knapp wurde - wie im westlichen Zentrum -, begannen die Pflanzler in bezug auf jene zu Konkurrenten zu werden, was häufig in ethnischen Konflikten im

Rahmen von Grundrechts- bzw. Bodennutzungsfragen zum Ausdruck kam.

Aufgrund der Verwendung bezahlter Arbeitskraft glaubte man oft, dieses System als kapitalistisch bezeichnen zu können. Der Terminus scheint uns nicht passend zu sein, da er der organischen Beziehung zwischen Boden und Arbeit nicht Rechnung trägt: daß man nämlich deshalb auf einer afrikanischen Pflanzung ein Arbeitsverhältnis eingeht, weil man hofft, selbst einmal Pflanzler zu werden. Gelingt dies dem Arbeiter nicht, zieht er weiter und tritt dann wirklich in ein kapitalistisches Arbeitsverhältnis ein. Da der Arbeiter selbst aus der kleinen Handelsproduktion kommt, sieht er sich nicht Kapital und Arbeit gegenüber, sondern für ihn ist die Interaktion zwischen Boden und Arbeit wesentlich.

Der unterschiedliche Gebrauch, der von der Arbeitskraft gemacht wird, kann das veranschaulichen und belegen. Das Verhältnis zwischen Pflanzlerklasse und lohnabhängigen Landarbeitern ist kein ein für allemal festgelegtes, sondern der Arbeitsmarkt befindet sich in Bewegung und variiert entsprechend den Umständen, den Orten und dem Druck auf den Boden usw. Ein Typus - zweifellos der älteste und der Tradition entsprechend, wie "Fremde" empfangen wurden - besteht darin, daß der Arbeiter als Gegenleistung für seine Verwendung auf einer Pflanzung eine Parzelle mit der Verpflichtung zum Nahrungsmittelanbau und der Möglichkeit zur persönlichen kommerziellen Ausbeute zur Verfügung gestellt bekommt. Ein zweiter Typus besteht im Einsatz von Tagelöhnern, ein dritter darin, die Arbeiter monatlich zu entlohnen (die Mensuels), womit eine halbdauerhafte Arbeitskraft geschaffen wird, die aber früher oder später an Ort und Stelle oder anderswo selbständig wird. Dieser Modus ist zweifellos für die Pflanzler am interessantesten, obgleich er heute durch den Mangel an bebaubarem Boden und die Verknappung der Arbeitskraft im Verschwinden begriffen ist. Bei einer weiteren Form werden Arbeiter für eine bestimmte Aufgabe innerhalb des Anbauzyklus - z.B. Unkrautjäten oder Rodung - unter Vertrag genommen (die Contractuels). Dies ist heute eine der verbreitetsten Formen, ist jedoch für die Pflanzler recht kostspielig.

Weiterhin gibt es Pachtformen, wo der Angestellte mit dem Pflanzler den Ernte-Ertrag der Pflanzung, auf der er gearbeitet hat, im Verhältnis 1:3 (Abusa: ein Drittel für den Arbeiter, 2/3 für den Pflanzler) teilt oder wo er die Hälfte bekommt (Abuno). (Die Termini kommen aus der Akan-Sprache.) Letzere Form dürfte dominiert haben und in die Entwicklungsperiode der Plantagenwirt-

schaft nach der Abschaffung der Zwangsarbeit gehören und entspricht im übrigen ihrem extensiven Charakter.

All diese Typen - und andere, weniger geläufige, die wir nicht erwähnten - traten je nach Lage, Größe und Art der Bewirtschaftung bei ein und demselben Pflanzler kombiniert auf. Je nach Periode oder Gegend, je nach den Bodenbedingungen oder dem relativen Überfluß an Arbeitskraft kam dem einen oder anderen Typus mehr oder weniger Bedeutung zu, wobei aber grundsätzlich die Produktionsbeziehungen gleich blieben (13).

Über dieses Produktionssystem und die unterschiedliche Anwendung von Arbeitskraft konnte die Kolonialverwaltung keinerlei Kontrolle ausüben; ja sie ignorierte dies alles und begnügte sich damit, an der Peripherie zu wirken. Beispielsweise begünstigte sie bestimmte Wanderungsbewegungen, gewährte Prämien für die Neupflanzung oder beschränkte im Gegenteil die Ausdehnung, oder sie ergriff pflanzenhygienische Maßnahmen. Das waren Dinge, die die Eigenlogik der einheimischen Plantagenwirtschaft nur beeinflussten, wenn sie von ihr entsprechend angeeignet wurden: angeeignet im Rahmen einer komplexen sozioökonomischen Berechnung, bei der die Preise der Baumkulturen, aber auch die der Nahrungsmittel, die Arbeitsproduktivität oder die der verschiedenen disponiblen Arten von Arbeitskraft usw. berücksichtigt wurden.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Plantagenwirtschaft ihre verborgene Triebfeder auf verschiedene Weise zeigt. Entsprechend einer 'Büchse der Pandora' enthält sie Anbautechniken und Produktionssysteme, auf die die Kolonialverwaltung praktisch keinerlei Einfluß auszuüben vermochte. Es war im übrigen eine 'glückliche' Lösung, daß deren Rationalisierungswille in diesem Bereich toter Buchstabe geblieben ist; und da liegt auch das Geheimnis des 'Erfolges' dieser Wirtschaftsweise. Ganz im Gegensatz zur Sicht derjenigen, die diesen Wirtschaftsbereich nur oberflächlich wahrnehmen, trägt die Plantagenwirtschaft in sich die Anlage zu einer autonomen Entwicklung. Genau betrachtet, handelt es sich dabei weniger um die Autonomie der Plantagenwirtschaft als vielmehr um die der lokalen Gesellschaften, die sich reproduzierten, indem sie vermittelt über die Baumpflanzungen neue soziale Formen schufen. Insofern kann man von einer sozialen Aneignung sprechen. Dabei darf man sich jedoch nicht auf die mit der Kolonisation beginnende Periode beschränken. Um diesen Aneignungsprozeß wirklich messen zu können, muß man sich in einem längeren Zeitablauf einrichten, so daß auch vorkoloniale ökonomische Realitäten und Prozesse ins Blickfeld rücken, Prozesse, die, ohne der

Plantagenwirtschaft einfach assimilierbar zu sein, vom allgemein zu ihrer Erklärung herangezogenen Modell weit entfernt liegen (Selbstversorgung, Tausch, der allein auf der Ebene des Prestiges stattfindet usw.). Die verborgenen Antriebskräfte der Plantagenwirtschaft entwickeln sich entlang zweier Hauptachsen. Die eine führt zum kolonialen Staat, die andere stellt die Verbindung mit der Vergangenheit der lokalen Gesellschaft her.

Kolonisation, bürgerliche Gesellschaft und Staat in der Elfenbeinküste (abschließende Betrachtung)

Die Untersuchung des Prozesses, der zur allgemeinen Verbreitung der Pflanzungswirtschaft geführt hat, erlaubt eine Neueinschätzung der bisher üblichen Interpretationen. Er ist nicht etwa das mechanische Produkt des kolonialen Zwanges und des internationalen Marktes, da weder jenes noch dieser fähig gewesen wäre, lokale Produktionssysteme einzurichten oder sie zu kontrollieren.

Wenn auch der Umstand des Beginns der Plantagenwirtschaft auf die europäische Initiative zurückgeht, so sind Entwicklung und Dynamik keine bloßen Resultate der verschiedenen 'Antworten' auf die willkürlichen politischen Maßnahmen im kolonialen Rahmen, welche die Kolonialmacht gern aufgezwungen hätte. Ganz allgemein kann man sagen, daß jeder direkte Eingriff in den Produktionsprozeß oder in die Produktionsbeziehungen eine Ablehnung durch die Bevölkerung erfahren hat.

Die Kolonisation hat nicht etwa dort den bedeutendsten Einfluß ausgeübt, wo sie es gern getan hätte, d.h. bei den Produktionsstrukturen im Rahmen einer stark interventionistischen Wirtschaftspolitik. Eher hat sie durch die unbeabsichtigten Nebenwirkungen ihrer Aktionen Wirkung ausgeübt und durch ihren Einfluß auf die allgemeinen Produktionsbedingungen. Das frappierendste Beispiel ist sicher die Einrichtung der Zwangsarbeit, welche für den 'freien afrikanischen Wirtschaftssektor' die Möglichkeit schuf, auswärtige Arbeitskraft zu verwenden, die dann ihrerseits den Sektor der Dorfpflanzungen erweiterte.

Weitere Beispiele für die unbeabsichtigten Wirkungen der Kolonialpolitik können dort gefunden werden, wo die kolonialen Entwürfe am eindeutigsten ihre technizistische Logik aufgezwungen haben: im Transportnetz und in der planmäßigen Diversifizierung der Produktion. Die Konstruktion der Verkehrswege war sicher entscheidend für die Expansion der Baumkulturen. Bei näheren Hinse-

hen wird jedoch deutlich, daß die Konzentration der Verkehrsbau- stellen im Wald im Osten zunächst die Plantagenwirtschaft im Südwesten beeinträchtigt und als Folge davon den Wanderungsstrom von Westen nach Osten angereichert hat. Die im Westen viel stärker ausgeprägte koloniale Zwangspolitik hat die 'ungleiche Entwicklung' des Westens, die sich zunächst durch die Migration, dann durch die Beschränkung auf den 'freien' Tausch (vor allem Kolanuß und Nahrungsmittel) manifestierte, eingeleitet und dann verschärft. Es ist interessant, daß die Verwaltung, anstatt diese Ungleichheit als ein Produkt ihrer Aktionen zu erkennen, sehr schnell eine 'kulturalistische' Deutung dieses Phänomens vornahm, mit der sie die gegenüber Fortschritt und Gewinn offen eingestellten Akan-Gruppen des Ostens gegen die 'primitiven' Bevölkerung des Westens einschließlich der 'arbeitsamen' Bewohner des Nordens ausspielte.

Einen weiteren Nebeneffekt stellen die regionalen Aufwertungsprojekte dar. Die Projekte zur Intensivierung bestimmter Nahrungsmittelkulturen (Reis, Mais und Erdnüsse), des Kautschuks (nach der Krise, von 1931 bis 1971) und insbesondere der Baumwolle haben nicht etwa zur Diversifizierung der Produktion geführt, sondern wirkten dämpfend auf die Plantagenwirtschaft. Mehr als die direkten stützenden Maßnahmen in bezug auf die Kakaowirtschaft trieben gerade die Interventionen mit dem Ziel der (zwangsweisen) Einführung jener anderen Kulturen ganze Gegenden zum Kakaoanbau an. Sobald aber die administrativen Eingriffe wegfielen, entwickelten sich eben jene ersteren Kulturen samt ihrer Kommerzialisierung auf spektakuläre Weise.

Zwar wurden die Karten von den Kolonisatoren verteilt, das Spiel aber lag in den Händen der Bevölkerung. Es konnte durchaus im Sinne des kolonialen Programmes verlaufen, dies sogar vorwegnehmen. Und wie groß war die Überraschung der Verwaltung, als sie feststellen mußte, daß die Kakaoproduktion ihre Erwartungen übertroffen hatte! Zugleich war das Spiel aber weder in seiner Form noch in seiner Entwicklung kontrollierbar. Dies erklärt, weshalb schon seit dem Ende der dreißiger Jahre eine angeblich gefährliche anarchische Entwicklung angeprangert wurde.

Die Autonomie des Pflanzungssektors regt infolgedessen zu einer Neueinschätzung der strukturierenden Kraft des kolonialen Zwangs an. Der gängigen Interpretation, daß die kolonialen Maßnahmen und die lokalen Produktionssysteme sich gegenseitig bedingend ineinandergreifen, ziehen wir diejenige vor, die von der raschen Konstitution einer bürgerlichen Gesellschaft (*société civile*) gegenüber dem Kolonialstaat ausgeht. Bezeichnend ist, daß der

wichtigste Streitpunkt nicht die Steuer, sondern die Gewährung der vollkommenen Arbeits- und Bewegungsfreiheit war. Die Besteuerung konnte ein stützendes Element für die kolonialen Kulturen während kurzer Perioden sein, indessen ist ihre Rolle im Waldgebiet der Elfenbeinküste als unerheblich anzusehen, zumal die Wanderungsbewegungen von einem Landbaugebiet zum anderen eher in Richtung der Gegenden mit hoher Besteuerung gingen.

Die Formen der Plantagenwirtschaft sind infolgedessen im Rahmen jener werdenden bürgerlichen Gesellschaft, die sich innerhalb einer allgemeinen Situation definiert, zu analysieren. Die kulturalistischen und diffusionistischen Interpretationen der 'Anpassung' an die Pflanzungswirtschaft, die den 'mikro-ethnischen' Gegenstand in den Vordergrund stellt, setzt sich einer ebensolchen Kritik aus.

Sowohl die Erklärung durch eine soziokulturelle Disposition als auch die durch den kolonialen Zwang beruht auf der Verbindung verschiedener Momente: Die Kolonialisierung erlegt auf, die Bevölkerung reagiert. Im Ganzen gesehen ist die Reaktion differenziert, weil die Formation Elfenbeinküste ein Mosaik von Gesellschaften, von untereinander abhängigen Elementen darstellt, die in keiner organischen Beziehung zueinander stehen. Die neue ökonomische Organisation, die die Plantagenwirtschaft auf Dorfebene voraussetzt, verbreitete sich infolgedessen zunächst innerhalb des Akan-Ensembles, das bereits vor der Kolonisation auf die Ausfuhrproduktion (Gold, Palmöl, Kautschuk) und die Akkumulation von Reichtümern ausgerichtet war, was ein Attribut stratifizierter Gesellschaften ist.

Diese Argumentation kann nicht überzeugen und ist überdies eher eine Erklärung a posteriori. Zunächst widerlegt das Vorhandensein von Pflanzungen im Südwesten vor der Kolonisation die Behauptung, die schwach stratifizierten segmentären Gesellschaften könnten sich nicht ohne direkten äußeren Zwang in diese Art des ökonomischen Kreislaufes integrieren. Die kulturalistisch-diffusionistische Interpretation verkennt den nach Regionen (und Ethnien) differenzierten Effekt der kolonialen Maßnahmen. Sie vergißt unter anderem, daß die ländlichen und städtischen Wanderungsbewegungen bei den angeblich 'geschlossenen' Bevölkerungen des Westens viel stärker waren als bei den Anyi- oder den östlichen Küstenbevölkerungen.

Insbesondere führt die kulturalistische Erklärung die Strukturierung (hier: die besondere Ausrichtung der gesellschaftlichen Formationen auf eine Warenproduktion) auf das zurück, was lediglich das strukturierte Resultat von Determinanten, aber auch von vorher

vorhandenen, eher nebensächlichen Umständen war. Die 'ethnologische Vernunft' neigt dazu, die historische Natur nicht nur einer Ethnie oder eines gegebenen soziokulturellen Universums, sondern auch ihre Wechselbeziehungen innerhalb viel umfassenderer Ensembles zu verschleiern, die ihrerseits bereits vor der Kolonisation geschichtlichen Bewegungen unterworfen waren.

Die Gesamtheit der vorkolonialen sozioökonomischen Formation(en) und ihrer Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert - der Zeit der Herausbildung der gegenwärtigen großen Gruppierungen - kann hier nur gestreift werden. Neuere Untersuchungen versuchen zu zeigen, daß die 'ethnischen' Konstellationen des westafrikanischen Ensembles nur in bezug auf Pole und Zusammenhänge verstanden werden können, die in großem Maße durch Produktion und Tausch bestimmt sind, die ihrerseits konjunkturellen Bewegungen großen Maßstabs unterliegen. Für die Waldgebiete der Elfenbeinküste sei nur an die 'Akanisierung' des Ostens und des Zentrums am Ende des 18. Jahrhunderts erinnert, die im Zusammenhang mit der politischen und ökonomischen Erstarkung der Gesellschaften des bewaldeten Hinterlandes zur Zeit des Höhepunktes des Sklavenhandels stand. Für das 19. Jahrhundert sind zu erwähnen: die Einführung des 'legalen Handels' und die Entwicklung der Ausfuhr von Palmöl an der Küste ab 1830, der Rückgang des Elfenbeinhandels in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die Organisation und die Entwicklung der Kolanuß-Wirtschaft durch die nördlichen Gruo-, Bete- und Dan-Märkte um die Mitte des 19. Jahrhunderts und zur selben Zeit die zunehmende Bedeutung des Baule-Landes im Transithandel der Goldproduktion und der Textilprodukte. Schließlich ist die Lösung der Verhältnisse in den Comoe-Ländern zu erwähnen und deren zunehmende Bedeutung im Handelssektor (durch die Kautschukproduktion bald noch verstärkt) als eine Folge der sich abschwächenden Abhängigkeit von den Aschanti sowie der Versuch, einen neuen Kolamarkt im Haussa-Land zu schaffen.

In Wirklichkeit haben wir es nicht mit unterschiedlichen 'ethnischen' Einheiten zu tun, sondern mit regionalen Ensembles. Diese sind weniger aufgrund einer 'natürlichen' Komplementarität - die zwar vorhanden ist, aber nur eine sekundäre Rolle spielt - als aufgrund einer mit der Zeit gewachsenen Diversifikation miteinander verbunden.

So gesehen und langfristig betrachtet, hat die Kolonisation neue Elemente bereitgestellt, die die Bevölkerungsgruppen sich auf der Grundlage früherer Errungenschaften aneignen konnten. Das Zusammenspiel all dieser Faktoren ruft weder einen radikalen Bruch

noch Kontinuität noch gar Anpassung hervor, sondern schuf eine gänzlich neue Situation, in der die interethnischen Beziehungen - und in gewisser Hinsicht sogar der Inhalt der Ethnizität - als solche sich wandeln und eine neue Dynamik einleiten konnten.

Die einzige tatsächliche Neuerung, die der Kolonialstaat gebracht hat, ist die Umgruppierung der verschiedenen sozialen Formationen der Kolonie im Rahmen einer sogenannten "graphischen", genauer gesagt kartographischen "Vernunft" (14) und mit Hilfe der verschiedenen administrativen und materiellen Eingriffe.

So gesehen, befindet sich der gegenwärtige Staat der Elfenbeinküste in genau derselben Lage wie der Kolonialstaat. Auch er hat sich nach wie vor mit der Autonomie und der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft auseinanderzusetzen, deren dominantes strukturierendes Element ungeachtet der größeren Vielfalt der Exportproduktion der Basse Côte und der Entwicklungsversuche im Norden nach wie vor die Plantagenwirtschaft ist. Auch er schwankt, genau wie der Kolonialstaat, angesichts dieser Dynamik, die er nicht kontrolliert und schreibt sich bald die Erfolge der Plantagenwirtschaft zu - die Elfenbeinküste steht mit der Kakaoproduktion an erster, mit der Kaffeeproduktion an dritter Stelle im Weltmarkt -, bald interveniert er, um die (mit denselben Termini belegten) Gefahren - Extensivität, Bodenverteilungs- oder Arbeitskraftprobleme, Autarkie hinsichtlich der Nahrungsmittel - zu unterdrücken. Im allgemeinen erfährt die staatliche Intervention eine Umdeutung aus der bäuerlichen Logik heraus. Wenn der Staatseingriff sich aber durch das Ausmaß der bereitgestellten Mittel aufzwingt - wofür gewisse Maßnahmen der jüngsten Zeit ein Beispiel sind -, bedroht er die Eigendynamik der Plantagenwirtschaft und lockert gleichzeitig die organische Verbindung zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und dem ivoirischen Staat. In jedem Fall aber setzt das erklärende Verfahren voraus, daß man sich weder auf eine einfache 'Aktualisierung' des ethnologischen Vorgehens - die Suche nach 'Kontinuität' und 'Brüchen' - noch auf eine formale 'Historisierung' durch die Projektion von Begriffen wie die Kolonisation, der Staat, die von außen kommende Unterdrückung usw. beschränkt.

Wenn die Anthropologie Afrikas erneuernd zu wirken beanspruchen möchte, dann muß sie sich historischen Prozessen und konkreten Situationen zuwenden, wo der Forschungsgegenstand den Charakter von etwas Gegebenen oder Vorgefaßten verliert und im Umgang mit den sich in Raum und Zeit entwickelnden gesellschaftlichen Formationen neu geschaffen werden muß.

Der vorliegende Beitrag ist indessen nur ein erster Schritt, um die Elfenbeinküste und die Gesamtheit der sozialen Formationen, die sie vereinigt bzw. mit denen sie sich überschneidet, auf der Grundlage des einen zentralen Analysators zu 'deuten': nämlich der dörflichen Kaffee- und Kakaopflanzungen und der entsprechenden Wirtschaftsweise. Wir haben die Gültigkeit dieses Analysators als allgemeinen sozialen Tatbestand (*fait social total*), der für die Identität der Elfenbeinküste konstitutiv ist, zu beweisen versucht. Dazu diente die historische Rekonstruktion von Entstehung und Entwicklung in Hinblick auf die interne Differenzierung des sozialen Universums der Elfenbeinküste. Es handelte sich darum, in den zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des zeitgenössischen Afrika gehörenden Problemkreis eine anthropologische Perspektive einzuführen. Indessen haben wir den zweiten Aspekt unserer Darlegung nur gestreift: Wo nämlich die Elfenbeinküste als solche verlassen und zu den besonderen Bereichen - sei es den Ethnien, Interessengruppen oder politischen Parteien - übergegangen wird und wo es darum geht, wie diese Formationen unter der Bedingung des durch die Plantagenwirtschaft eingeleiteten Prozesses ihre Identität und Wechselbeziehungen ausbilden.

Um unseren Standpunkt zusammenfassend zu bezeichnen: Wir gehen davon aus, daß die Ethnien der Elfenbeinküste nicht trotz der Elfenbeinküste in ihrer modernen Erscheinung (oder umgekehrt) existieren, sondern daß sie sich gegenseitig gestalten. Ethnien und Staat schreiben sich in denselben Geschichtsprozeß, in dieselben Kontingenzen, ein. Einen Schritt weiter gehend, könnte man fragen, ob die globale Methode - die uns übrigens in dieser Hinsicht spezifisch anthropologisch zu sein scheint - nicht auch auf die geläufiger Weise und ziemlich ungenau so genannte 'vorkoloniale Epoche' angewendet werden müßte. Unsere Fragestellung würde sich dann nicht mehr auf den Beginn des 'kolonialen Tatbestands' und den daraus entstandenen Staat richten, sondern auf ganz andere regionale Ensembles bzw. andere soziale und ökonomische Formationen, deren Gestalt man anders als bloß in bezug auf das 'ewig währende ethnologische Präsenz' oder die notwendig den Begriff der Ethnie stark machenden 'kartographischen Vernunft' (Amselle 1985) wahrzunehmen beginnt. Gerade wenn man sich mit den 'Ethnien' beschäftigt (Chauveau 1977, 1979a und b, Chauveau u. Richard 1983, Dozon 1977, 1978, 1985, Chauveau, Dozon u. Richard 1981), kann man feststellen, daß diese Gruppenbildungen ständig beeinflußt werden, bald von alten Prozessen, die der Konstitution als Ethnie vorausgegangen sind, bald von neuen Phänome-

nen, die ebensogut 'Identität' wie Differenz hervorbringen. Auf jeden Fall aber sind die Ethnie und ihre Darstellungsweisen historisch geworden und haben als solche nur einen Sinn, wenn sie in den übergreifenden historisch-räumlichen Zusammenhang gestellt werden.

Im vorliegenden Text haben wir absichtlich die Geschichte von einem modernen Verständnis aus beschrieben, anstatt sie ausgehend von soziokulturellen Wesenheiten oder Konstanten zu beschreiben oder die Grenzen und Bedingungen dieser Rekonstruktion aufzuzeigen. Wir gehen eindeutig davon aus, daß ein im Werden begriffener Nationalstaat (hier die Elfenbeinküste) ein ebenso gültiger anthropologischer Gegenstand ist wie auch eine im 'traditionellen' Zusammenhang stehende Ethnie. Die Anthropologie des 'Zeitgenössischen' befragt die Anthropologie des 'Traditionellen' und erlaubt, sie neu einzuschätzen, ebenso wie das in den 'langen Zeitablauf' eingeschriebene Zeitgenössische uns dazu auffordert, dies anders als einen bloßen Bruch mit dem Traditionellen zu denken.

Anmerkungen

- 1 Es ist bemerkenswert, daß die Monographie gleich welcher Fachrichtung vorzugsweise den Süden des Landes zu ihrem Tummelplatz gemacht hat. Die veröffentlichten Monographien über Ethnien oder Regionen beziehen sich tatsächlich im wesentlichen auf diese Waldzone bzw. den Übergang zwischen Wald und Savanne. (Die wichtigsten veröffentlichten Studien sind u.a.: Augé 1969, 1979, Boutillier 1960, Deluz 1970, Dupire u. Boutillier 1958, Etienne 1965, Kobben 1956, Meillassoux 1964, Memel-Fote 1980, Niangoran-Bouah 1965 u. 1969, Paulme 1962, 1971, Perrot 1962, Rougerie 1957, Schwartz 1971, Terray 1969). Die Gesellschaften der nördlichen Savanne der Elfenbeinküste sind besser durch die Untersuchungen ihrer historischen Ursprungsgebiete, die nunmehr auf dem Gebiet des gegenwärtigen Guinea, Mali und Burkina liegen, bekannt.
- 2 Von den veröffentlichten Arbeiten seien erwähnt: Amin 1967, Campbell 1978, Gbagbo 1982, Fauré u. Médard 1982, Touré 1982, den Tunider 1978, Wallerstein 1964, Zolberg 1964.
- 3 Amin 1967; als weit nuanciertere Analyse: Fauré u. Médard 1982. Wir schließen uns dem Vorgehen dieser Autoren an, die, "obgleich (sie) die auf der Abhängigkeitsthese beruhenden Untersuchungen (als Grundlage) voraussetzten, ... sich weigern, alles

- durch die Abhängigkeit zu erklären". Wir weichen allerdings insofern von ihnen ab, als wir nicht auf eine "technische Einschätzung" hinauswollen, das heißt eine, die "unter dem Gesichtspunkt der Wirksamkeit und der Reproduktionsfähigkeit des Systems" geschieht; wir wollen lediglich - oder wäre das ein anspruchsvolleres Unternehmen? - die Gesellschaft der Elfenbeinküste unabhängig von jeder wertenden Einschätzung erklären.
- 4 Mit Plantagenwirtschaft (*économie de plantation*) bezeichnen wir den Sektor der dörflichen Kaffee- und Kakaokulturen, ohne uns damit bereits auf irgendwelche sozioökonomische Zwänge oder besondere Produktionsweisen zu beziehen. Wir sind nämlich der Ansicht, daß, wenn bereits vor der Untersuchung solche technisch-sozialen Zwänge als bestimmend eingeführt werden, die Gefahr besteht, die Entwicklung dieses Sektors a priori zu erklären.
 - 5 Vgl. zu diesen verschiedenen Punkten u.a. die Veröffentlichung von: Augé 1970, Dozon 1978, 1981, Etienne 1966, Kobben 1954, 1900, Verdeaux 1979, Schwartz 1971.
 - 6 Die ethnische Fragestellung hat sich noch nicht richtig aus der 'Suche nach dem Ursprung' befreit. Vgl. den Versuch von Weiskel (1976, 1978) und Memel-Fote 1976. Dozon (1980) und Verdeaux (1981) untersuchen die Beziehung zwischen der Konstitution der Ethnie und den zeitgenössischen Erscheinungen der Kolonisation und der Plantagenwirtschaft.
 - 7 Vgl. Aubertin 1983, Roussel 1967; zu den 'regionalen Unterschieden' vgl. die Beiträge von Lierdeman (1974) und Trouchaud (1974) in: "Journées de travail de Yaoundé", 1972.
 - 8 Zum Verhältnis 'Autochthone/Allochthone' vgl. die älteren Veröffentlichungen (u.a.): Boutillier 1960, Dupire u. Boutillier 1958, sowie die unveröffentlichte Arbeit von Raulin 1957. Unter den neueren Veröffentlichungen vgl. Boni 1970, 1980, Challeard 1981-1982, Chauveau u. Richard 1978, 1983, Dozon 1979, 1981.
 - 9 Vgl. u.a.: Amon d'Aby 1951, Bony 1980, Gbagbo 1982, Loucou 1976.
 - 10 Es ist bemerkenswert, daß die Anerkennung der Initiative der afrikanischen Pflanzer als treibende Kraft bei der Verbreitung dieser Wirtschaftsform in den Studien über die Elfenbeinküste erst spät auftritt. Die - als Pionierleistung anzusehenden - Ausführungen von Boutillier (1960) beispielsweise über das Vorhandensein einer 'einheimischen' ökonomischen Rationalität sind nach wie vor eine vereinzelt Erscheinung, während dieser Punkt hingegen seit den fünfziger Jahren für die benachbarte

Goldküste (das gegenwärtige Ghana, besonders unter dem Einfluß der Arbeiten von P. Hill) und Nigeria ausführlich behandelt wurde. Für die Elfenbeinküste stellen vor allem die Historiker, die über die Akan-Gesellschaften des Ostens arbeiten, die Initiativen der lokalen Ackerbauern in den Vordergrund (Groff 1980, Ekanza 1983). Die These, daß sich die Plantagenwirtschaft nur unter dem Druck der Verwaltung entwickelt habe, wird in neueren Arbeiten vertreten (Stavenhagen 1969, Anyang' Nyong'o 1977).

- 11 Eine andere Erklärung des Aufschwungs der einheimischen Plantagenwirtschaft behauptet, die Bevölkerungsgruppen (insbesondere des Ostens) hätten sich ihr aus purer 'Profitsucht' gewidmet. Selbst wenn diese Formulierung der Initiative der afrikanischen Pflanzer Rechnung trägt, ist sie - so allgemein formuliert - keineswegs überzeugender als die Erklärung durch die repressiven kolonialen Bedingungen. Sie ist im übrigen oft nur die Fortsetzung dieser: Nach einer Phase des Mißtrauens gegenüber den kolonialen Maßnahmen seien die Bevölkerungsgruppen überzeugt gewesen, daß ihr 'Wohl' in der Kakaoproduktion liege. Diese Argumentation wurde oft von der Verwaltung benutzt, um ihre frühere Handlungsweise im Nachhinein zu rechtfertigen und die Notwendigkeit, genauso fortzufahren, zu begründen.
- 12 Auch auf den bedeutenden Wirtschaftsflächen der Notabeln im westlichen 'Akan-Land' wurde Arbeit angeboten. Unter dem Deckmantel 'traditioneller' Verpflichtungen handelte es sich in Wirklichkeit um Leistungen administrativer Art, die den von der Kolonialmacht anerkannten Inhabern eines Häuptlingtums gewährt wurden. Aber im Gegensatz zur vorherrschenden Situation im Westen und einigen bedeutenden Ausnahmen zum Trotz ist der Erfolg der 'großen Pflanzer' des Ostens nicht auf die Verwendung entlohnter Arbeitskraft im Zusammenhang mit ihrem politischen Status und ihrem Verhältnis zur Kolonialmacht zurückzuführen. Das Ende des direkten Eingreifens durch die Verwaltung hinsichtlich des Arbeitskräfteeinsatzes (im Anschluß an die Abschaffung der Zwangsarbeit im Jahre 1946) war im übrigen für die Pflanzer, die davon profitiert hatten, fatal.
- 13 Man könnte versucht sein, die unterschiedliche Größe der Pflanzungsunternehmen im Osten und Westen des Landes - und die im Osten gegenüber dem Westen stärkere Präsenz einer 'Bourgeoisie von Großpflanzern' - mit dem entsprechenden vorkolonialen Gesellschaftstypus zu erklären: einerseits stark hierarchisiert und auf Sklaverei beruhend, andererseits wenig strati-

fiziert und kaum auf Akkumulation ausgerichtet. Wir hätten es also mit unterschiedlichen Produktionsweise zu tun. Dieser Interpretation können wir nicht folgen. Denn die Plantagenwirtschaft im Osten hat sich sehr rasch aus den Sklavenverhältnissen befreit und auf die Verwendung entlohnter Arbeitskraft eingestellt; diese hat sich ebenso im Westen entwickelt, im Osten wie im Westen des Landes betrug der Produktionsanteil, der für die Entlohnung aufgewendet wurde 20%. Andererseits werden die großen Plantagen im Osten auf dieselbe Art verwaltet wie die kleinen (Gastellu u. Affou Yapi 1982). Viel eher dient die asymmetrische Entwicklung der Plantagenwirtschaft im Osten einerseits und im Westen andererseits - aus jeweils historischen Gründen, die wenig mit der vorkolonialen Produktionsweise zu tun haben - und der zeitliche 'Rückstand' im Westen zur Erklärung für die Größenunterschiede der Pflanzungen und die Kombinationsvarianten bei der Verwendung der Arbeitskraft.

14 Entsprechend dem Titel des Werkes von Goody, übersetzt von Bazin u. Bensa.

Bibliographie

- Amin, S., 1967. Le développement du capitalisme en Côte d'Ivoire. Paris, Edition de Minuit.
- Amon d'Aby, F.J., 1951. La Côte d'Ivoire dans la cité africaine. Paris, Larose.
- Amselle, J.-L., 1985. Au coeur de l'ethnie. Ethnies, tribalisme et Etat en Afrique. Paris, La Découverte.
- Anyan' Nyong'o, 1977. The Articulation of Modes of Production. The Political Economy of Coffee in the Ivory Coast, 1840-1975. Ph.D. Dissertation, University of Chicago.
- Augé, M., 1969. Le rivage alladian: organisation et évolution des villages alladian. Paris, O.R.S.T.O.M.
- ders., 1970. Tradition et conservatisme. Essai de lecture d'un terroir, pays alladian (Basse Côte d'Ivoire). In: Etudes rurales, Numéro spécial sur les terroirs africains et malgaches, Paris - La Haye, S. 281-298.
- ders., 1979. Théorie des pouvoirs et idéologie. Etude de cas en Côte d'Ivoire. Paris, Hermann, XXIII.
- Aubertin, C., 1983. Histoire et création d'une région sous-développée. Le Nord ivoirien. In: Cahiers de l'O.R.S.T.O.M., Série Sciences Humaines, XIX, 1, S. 23-58.

- Boni, D., 1970. Le pays Ayke (Côte d'Ivoire). Etude de l'économie agricole. Annales de l'Université d'Abidjan, Abidjan.
- Bony, J., 1980. La Côte d'Ivoire sous la colonisation et le prélude de l'émancipation, 1920-1947. Genèse d'une nation. Thèse de doctorat d'Etat, Paris.
- Boutillier, J.L., 1960. Bongouanou. Côte d'Ivoire. Paris, Berger-Levrault.
- ders., 1979. Cahiers Ivoiriens de Recherche économique et sociale Numéro spécial: La mobilité de la main-d'oeuvre agricole en forêt, 23.
- Challeard, J.L., 1981-1982. Occupation du sol et immigration en pays Abe (Département d'Agboville, Côte d'Ivoire). In: Cahiers en l'O.R.S.T.O.M., Série Sciences Humaines, XVII, 3, S. 271-294.
- Chauveau, J.-P., 1977. Société baule et modèle segmentaire. In: Cahiers d'Etudes Africaines, XVII, 4, S. 417-434.
- ders., 1979a. Economie de plantation et nouveaux milieux sociaux: Essai d'analyse comparative et historique à partir d'observations en pays ghan et baoulé (Côte d'Ivoire forestière). In: Cahiers de l'O.R.S.T.O.M., Série Sciences Humaines, XVI, 1-2, S. 45-51.
- ders., 1979b. La région de Kokumbo. Notes sur l'histoire économique et sociale (pays baoulé, Côte d'Ivoire), Travaux et documents de l'O.R.S.T.O.M., 104, Paris.
- Chauveau, J.-P., Dozon, J.-P. & Richard, J., 1981. Histoires de riz, histoires d'igname: le cas de la moyenne Côte d'Ivoire. In: Africa, 51, 2, S. 621-658.
- Chauveau, J.-P. & Richard, J., 1983. Bodiba en Côte d'Ivoire. Du terroir à l'Etat: petite production paysanne et salariat agricole dans un village gban. Atlas des structures agraires au sud du Sahara, 19, Paris, O.R.S.T.O.M. - Maison des Sciences de l'Homme.
- Deluz, A., 1970. Organisation sociale et tradition orale. Les Gouro de Côte d'Ivoire. Paris - La Haye, Mouton.
- Dozon, J.-P., 1977. Reproduction et transformation d'une société rurale africaine: les cas des Bété de Gagua. In: Essais sur la reproduction des sociétés dominées. Travaux et documents de l'O.R.S.T.O.M., 64, S. 15-24.
- ders., 1978. Economie marchande et structures sociales: les cas des Bété de Côte d'Ivoire. In: Cahiers d'Etudes Africaines, XXII, 68, S. 463-483.
- ders., 1979. Impasses et contradictions d'une société de développement: l'exemple de l'opération riziculture irriguée en Côte

- d'Ivoire. In: Cahiers de l'O.R.S.T.O.M., Série Sciences Humaines, XVI, 1-2, S. 37-58.
- ders., 1981. Productions et métamorphoses sociales chez les Bété de la Côte d'Ivoire. Ethnicité et Histoire. Thèse de 3e cycle, Paris.
- ders., 1985. La société Bété. Histoire d'une ethnie de Côte d'Ivoire.. Paris, O.R.S.T.O.M. - Karthala.
- Dupire, M., 1960. Planteurs autochtones et étrangers en Basse Côte d'Ivoire orientale, Etudes eburnéennes (I.F.A.N.), 8, 237.
- Dupire, M. & Boutillier, J.-L., 1958. Le pays adioukrou et sa palmeraie (Basse Côte d'Ivoire). Etude socio-économique. Paris, O.R.S.T.O.M., L'Homme d'Outre-Mer, 4, S. 11-237.
- Etienne, P., 1966. Phénomènes religieux et facteurs socio-économiques dans un village de la région de Bouaké (Côte d'Ivoire). In: Cahiers d'Etudes Africaines, VI, 3, S. 367-401.
- Etienne, P. et M., 1965. L'organisation sociale des Baoulé. Etude régionale de Bouaké 1962-1964. Bd. I: Le peuplement, Abidjan, S. 121-194.
- Ekanza, S.M., 1983. Evolution économique et sociale de la Côte d'Ivoire: le cas du Nzi-Comoé (1800-1930). Thèse de doctorat d'Etat, Université d'Aix-en-Provence.
- Faure, Y.A. & Médard, J.-F. (Hg.), 1982. Etat et bourgeoisie en Côte d'Ivoire. Paris, Karthala.
- Gastellu, J.-M. & Affou Yapi, S., 1982. Un mythe à décomposer: la bourgeoisie de planteurs. In: Faure & Médard (Hg.) 1982.
- Gbagbo, L., 1982. Côte d'Ivoire, Economie et Société à la veille de l'Indépendance (1940-1960). Paris, l'Harmattan.
- Groff, D.H., 1980. The Development of Capitalism in the Ivory Coast: The case of Assikasso 1880-1940. Ph.D. Dissertation, University of Stanford.
- Koben, A.J.F., 1954. L'héritage chez les Agni. L'influence de l'économie de profit. In: Africa, XXIV, 4, S. 359-363.
- ders., 1956. Le planteur noir. In: Etudes éburnéennes (I.F.A.N.), 5, S. 7-185.
- ders., 1963. Land as an object of gain in a non-literate society. Land tenure among the Bete and Dida (Ivory Coast, West Africa). In: D. Biebyck, African agrarian systems, London, Oxford University Press, S. 245-211.
- Lierdeman, J.L., 1974. Disparités régionales et régionalisation dans une économie dominée de faible dimension: analyse et régionalisation en Afrique francophone et à Madagascar. In: Journées de travail de Yaoundé, octobre 1972. Paris. O.R.S.T.O.M., S. 101-128.
- Loucou, J.N., 1976. La vie politique en Côte d'Ivoire de 1932 à 1972. Thèse de 3e cycle, Université de Provence, Aix-en-Provence.
- Meillassoux, C., 1964. Anthropologie économique des Gouro de Côte d'Ivoire. De l'économie de subsistance à l'agriculture commerciale. Paris - La Haye, Mouton.
- Memel-Foté, H., 1976. Ethnie et Histoire. A propos de l'histoire culturelle des Odjukru. In: Kasa Bay Kasa, Bulletin de l'Institut d'éthno-sociologie (Abidjan), 9, S. 43-58.
- ders., 1980. Le système politique de Lodjoukrou. Une société lignagère à classes d'âge (Cote d'Ivoire). Paris, Présence Africaine.
- Niangoran-Bouah, G., 1965. Les Abouré: une société lagunaire de Côte d'Ivoire. In: Annales de l'Université d'Abidjan, Lettres et Sciences humaines, I, S. 37-171.
- ders., 1969. Les Ebrié et leur organisation politique traditionnelle. In: Annales de l'Université d'Abidjan, Ethno-sociologie, I, 1, S. 51-89.
- Paulme, D., 1962. Une société de Côte d'Ivoire d'hier et aujourd'hui. Les Bété. Paris - La Haye, Mouton.
- ders., 1971. Les classes d'âge dans le sud-est de la Côte d'Ivoire. In: D. Paulme (Hg.) Classes et associations d'âge en Afrique de l'Ouest, Paris, Plon, S. 205-285.
- Perrot, C.-H., 1982. Les Anyi-Ndenye et le pouvoir aux XVIIIe et XIXe siècles. Abidjan - Paris, C.E.D.A. et Publications de la Sorbonne.
- Raulin, H., 1975. Problèmes fonciers dans les régions de Gagna et de Daloa. Mission d'étude des groupements immigrés en Côte d'Ivoire, Fascicule 3. Paris, O.R.S.T.O.M., vervielfältigt.
- Rougerie, G., 1957. Pays agnis du sud-est de la Côte d'Ivoire. Essai de géographie humaine. Etudes Eburnéennes (I.F.A.N.), 6, S. 7-212.
- Roussel, L., 1967. Côte d'Ivoire 1965. Population, Etudes régionales 1962-1965, Synthèse. Abidjan.
- Schwartz, A., 1971. Traditions et changements dans la société guéré. Paris, O.R.S.T.O.M.
- Stavenhagen, R., 1969. Les classes sociales dans la société agraires. Paris, Anthropos.
- Terray, E., 1969. L'organisation sociale des Dida de Côte d'Ivoire. Abidjan, Annales de l'Université d'Abidjan.

- Tuinder, B.A. den, 1978. Ivory Coast. The challenge of success. Report of a mission sent to the Ivory Coast by the World Bank. Baltimore and London, John Hopkins University Press.
- Touré, A., 1982. La civilisation quotidienne en Côte d'Ivoire. Procès d'occidentalisation. Paris, Karthala.
- Trouchaud, J.-P., 1974. Recherches sur la structuration et l'aménagement du milieu rural en Côte d'Ivoire. Différenciation régionale et régionalisation en Afrique francophone et à Madagascar. In: Journées de travail de Yaoundé, octobre 1972, Paris, O.R.S.T.O.M., S. 58-71.
- Verdeaux, F., 1979. La tradition n'est plus ce qu'elle était ... Deux cas d'héritage chez les Nzima Aduvie de Côte d'Ivoire. In: Cahiers d'Etudes Africaines, XIX, 73-76, S. 69-85.
- ders., 1981. L'aizi pluriel. Chronique d'une ethnie lagunaire de Côte d'Ivoire. Thèse de 3e cycle. Paris, Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales.
- Wallerstein, I., 1964. The Road to Independence. Ghana and Ivory Coast. Paris - La Haye, Mouton.
- Weiskel, T.C., 1976. L'histoire socio-économique des peuples baule: problèmes et perspectives de recherche. In: Cahiers d'Etudes Africaines, XVI, 1-2, 61-62, S. 357-395.
- ders., 1978. The precoloniale Baule: a reconstruction. In: Cahiers d'Etudes Africaines, XVIII, 4, 72, S. 503-560.
- Zolberg, A., 1964. One-Party Government in Ivory Coast. Princeton University Press.